



HiN

Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien
International Review for Humboldt Studies
Revista internacional de estudios humboldtianos
Revue internationale d'études humboldtiennes

HiN V 8 2004

Universität Potsdam
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

HiN

Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien
International Review for Humboldt Studies
Revista internacional de estudios humboldtianos
Revue internationale d'études humboldtiennes

HiN V **8** 2004



Impressum

Herausgeber

Prof. Dr. Ottmar Ette
Prof. Dr. Eberhard Knobloch

Editorial Board

Dr. Ulrike Leitner
Dr. Ingo Schwarz

Technische Redaktion

Tobias Kraft

Advisory Board

Prof. Dr. Walther L. Bernecker
Dr. Frank Holl
Dr. Ilse Jahn
Prof. Dr. Gerhard Kortum
Prof. Dr. Heinz Krumpel
Dr. Miguel Angel Puig-Samper
Prof. Dr. Nicolaas A. Rupke
Prof. Dr. Michael Zeuske

ISSN (print) 2568-3543

ISSN (online) 1617-5239

Alle Beiträge erscheinen unter der
Creative Commons-Lizenz CC BY-NC 4.0
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>

Umschlag

Höhen der alten und neuen Welt, bildlich verglichen, Bildtafel (31 x 38,6 cm) auf der Grundlage einer Zeichnung von Goethe, gewidmet Alexander von Humboldt und veröffentlicht von Friedrich Justin Bertuch (1747-1822) im 41. Band der Allgemeinen Geographischen Ephemeriden von 1813.

Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek

Umschlagbild: bearbeitet

Editorische Notiz

Die Zeitschrift *HiN – Alexander von Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien* ist seit dem Jahr 2000 frei im Internet zugänglich. Mit dieser Ausgabe zum 20-jährigen Bestehen liegt die Zeitschrift erstmalig in gedruckter Form vor. Heft acht wurde fortlaufend paginiert und die Titelei der Einzelbeiträge getilgt.

Finanzielle Unterstützung

HiN wird unterstützt mit Mitteln des Marianne und Heinz Duddeck-Fonds in der Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzel-Stiftung.

Unser Dank gilt dem Präsidenten der Universität Potsdam, Herrn Prof. Oliver Günther, Ph.D., für die finanzielle Sicherstellung dieser Printausgabe.

Technischer Betrieb

Center für Digitale Systeme (CeDiS)
der Freien Universität Berlin

Druck und Online-Archivierung

Universitätsverlag Potsdam 2018
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
<http://verlag.ub.uni-potsdam.de>

Druck

docupoint GmbH Magdeburg

Online-Archivierung

Publikationsserver der Universität Potsdam
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-series-12>

Inhaltsverzeichnis

Joseph Gomsu

Humboldts Umgang mit lokalem Wissen 5

Ilse Jahn

„Vater einer großen Nachkommenschaft von Forschungsreisenden ...“ –
Ehrungen Alexander von Humboldts im Jahre 1869 18

Heinz Krumpel

Acerca de la importancia intercultural de Herder 29

Renato G. Mazzolini

Bildnisse mit Berg: Goethe und Alexander von Humboldt 37

Miguel Ángel Puig-Samper und Sandra Rebok

Virtuti et merito.

El reconocimiento oficial de Alexander von Humboldt en España 56

Alexander von Humboldts Umgang mit lokalem Wissen

Joseph Gomsu

Über den Autor

Joseph Gomsu

Joseph Gomsu, geboren 1954 in Kamerun, studierte Germanistik und Anglistik an den Universitäten Abidjan an der Elfenbeinküste und in Saarbrücken und promovierte 1982 in Metz über die Rolle der traditionellen „Chefs“ in Kamerun während der deutschen Kolonialzeit. 1996 hat er sich an der Universität Hannover mit einer Schrift zum Thema „Wohlfeile Fernstenliebe? Annäherungsversuche der westdeutschen Linken an die Dritte Welt“ habilitiert. 2002 kehrte er zurück an die Universität Hannover und lehrte hier ein Semester lang Literaturwissenschaft im Rahmen der „Georg Forster-Proessur für Interkulturelle Literaturwissenschaft“.

Alexander von Humboldts Umgang mit lokalem Wissen

Joseph Gomsu

1. Einleitung

Von einer literarischen Perspektive ausgehend, entwickelt der kenianische Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o 1993 in einem Essay die These einer Universalität des lokalen Wissens.¹ Da vertritt er den Standpunkt, dass jeder Erkenntnisprozess ein Fortschreiten vom Besonderen zum Allgemeinen sei. Dass ein Schriftsteller eine solche These vertritt, kann überhaupt nicht überraschend sein, da sein Schaffen ohne die persönlichen, alltäglichen Erfahrungen von Menschen, die seine Figuren sind, schwer denkbar wäre. Der Erkenntnisprozess, so Ngugi, beginne mit der Beobachtung des Besonderen bzw. des Lokalen, nur vom Besonderen ausgehend, verstehe man, was das Allgemeine bzw. das Universale sei. Was als Allgemeines in der Erkenntnis die Form des Universalen annehmen könne, müsse aber in der Praxis am Besonderen überprüft werden. Am Erkenntnisprozess entwickelt Ngugi damit einleuchtend eine Dialektik des Besonderen bzw. Lokalen und des Allgemeinen bzw. Universalen (Globalen).

Ngugis These von der Universalität lokalen Wissens erinnert an Georg Forsters Auffassung in seinem Essay *Über lokale und allgemeine Bildung*, wonach die europäische Aufklärung nichts Anderes als eine „philosophische Beute des erforschten Erdrunds“ sei.² Dass er sich als „Repräsentant der gesamten Gattung“ fühlen und darstellen könne, verdanke der Europäer einem Wissen, das er, so Forster, in außereuropäischen Regionen gesammelt habe. Dieses lokale Wissen, so stellt sich Forster das in einer Zukunftsvision vor, sollten die Bewohner dieser Regionen, „mit dem Stempel der Allgemeinheit“ ausgeprägt, von Europa wieder zurück erhalten. Obwohl „mit dem Salz der europäischen Universalität gewürzt“, sollte das neue Wissen jedoch seinen Urhebern noch „angemessen“, es sollte ihnen erkennbar bleiben, denn Ziel des Universalisierungsprozesses sollte es nicht sein, die Menschen außerhalb Europas in Europäer zu verwandeln.

Ich möchte hier diese Überlegungen von Georg Forster und Ngugi wa Thiong'o über eine Universalität lokalen Wissens bzw. über eine Dialektik von lokalem und allgemeinem Wissen aufgreifen, um in Alexander von Humboldts Bericht *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents*, in seinen *Ansichten der Natur* sowie in seinen Tagebuchaufzeichnungen zu überprüfen, wie er auf seiner Südamerika-Reise auf das dort vorgefundene lokale Wissen reagiert hat. Das möchte ich an den Bereichen Botanik, Chemie bzw. Medizin und Straßenbau bzw. Bauwesen illustrieren, indem ich drei Episoden aus Humboldts Reisewerk analysiere; ich bezeichne sie als *Kuhbaum-Episode*, *Curare-Episode* und als Episode über die *Kunststraßen der Inkas*.

2. Kuhbaum-Episode

Im März 1800 sind Humboldt und Bonpland unterwegs von Puerto Cabello nach Valencia an der Küste von Venezuela. Seit mehreren Wochen, so erzählt Humboldt, hören sie von einem Baum sprechen, dessen Saft eine nährnde Milch sei. Dies halten sie zunächst für eine etwas sonderbare Behauptung, die sich jedoch als wahr erweist. Die Indianer und die afrikanischen Sklaven nennen diesen Baum den *Kuhbaum* oder auch den *Milchbaum*. Wenn man in dem Stamm des Baumes einen Einschnitt macht, so Humboldt, dann „fließt reichlich eine klebrige, ziemlich dickflüssige Milch heraus, die durchaus nichts Scharfes hat und sehr angenehm nach Balsam riecht“.³ Humboldt teilt dem Leser seine persönlichen Beobachtungen vor Ort mit: „Beim Sonnenaufgang strömt die vegetabilische Quelle am reichlichsten; dann kommen von allen Seiten die Schwarzen und die Eingeborenen mit großen Näpfen herbei und fangen die Milch auf, die sofort an der Oberfläche gelb und dick wird. Die einen trinken die Näpfe unter dem Baum selbst aus, andere bringen sie ihren Kindern.“ (*Reise I*, 678)

Was Humboldt in diesem wie in ähnlichen Fällen tut, ist, eine eigene Erfahrung zu machen, um auf sicherer Grundlage darüber berichten zu können. Aus diesem Grund kostet er die Milch und findet sie zwar klebrig, aber sonst von angenehmem Geschmack und aromatischem Geruch. Er nimmt davon eine Probe, die er dem französischen Chemiker Fourcroy zur näheren Untersuchung nach Paris schickt. Dann geht er der Frage nach, was man bisher über diesen Baum wisse, und gelangt zu der Auffassung, dass bis jetzt kein Botaniker dieses Gewächs kenne. Erst lange nach der Rückkehr nach Europa liest er in einer Publikation des Holländers Laet über Westindien, es gebe in der Provinz Cumaná Bäume, „deren Saft geronnener Milch“ gleiche und „ein gesundes Nahrungsmittel“ abgebe. (*Reise I*, 679) Das bedeutet, dass Indianer oder schwarze Sklaven diejenigen sind, die die Eigenschaften dieses Baums entdeckt haben. Europäische Wissenschaftler verdanken hier den Vertretern des Lokalen ihr Wissen nicht nur über den Kuhbaum, sondern überhaupt darüber, dass Pflanzen Milch enthalten können. Europäische Botaniker und Chemiker können jetzt von dieser Entdeckung der Einheimischen ausgehen, um ihre Arbeit weiterzuführen.

Was das Wissen über Pflanzen und ihre besonderen physischen Eigenschaften angeht, so konstatiert Humboldt: „*Lange bevor* die Chemie im Blütenstaub, im Überzug der Blätter und im weißen Staub unserer Pflaumen und Trauben kleine Wachsteilchen entdeckte, verfertigten die Bewohner der Anden von Quindío Kerzen aus der dicken Wachsschicht, welche den Stamm einer Palme überzieht. *Vor wenigen Jahren* wurde in Europa das *Caseum*, der Grundstoff des Käses, in der Mandelmilch entdeckt; *aber seit Jahrhunderten* hält man in den Gebirgen an der Küste von Venezuela die Milch eines Baumes und den Käse, der sich in dieser vegetabilischen Milch absondert, für ein gesundes Nahrungsmittel.“ (*Reise I*, 680f., Hervorhebung teils im Original, teils von mir J.G.)

Humboldt beschränkt sich hier nicht auf den Fall des Kuhbaums. Dieser wird vielmehr zum Auslöser eines erweiterten Gedankenkreises, indem Humboldt sich damit auseinandersetzt, was man überhaupt über die besonderen Eigenschaften von Pflanzen weiß. So stellt er neben den Kuhbaum als weiteres Beispiel eine Palmenart, aus der die Peruaner Wachskerzen herstellen. Die Kenntnisse der Einheimischen, seien es nun Peruaner oder Venezuelaner, über die besonderen physischen Eigenschaften der Palmenart und des Kuhbaums vergleicht Humboldt mit wissenschaftlichen Erkenntnissen der Europäer und konstatiert, dass ein lokales Wissen in den von ihm bereisten Gegenden Südamerikas einen zeitlichen Vorsprung habe. Eine auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhende Herstellung von Wachskerzen hat einen deutlichen Rückstand, was ebenfalls bezüglich der pflanzlichen Milch gilt: Erst vor wenigen Jahren habe man in Europa den Grundstoff des Käses in der Mandelmilch entdeckt, während man in Venezuela die Baummilch und den Baumkäse seit Jahrhunderten kennt. Diese Konfrontation von lokalem Wissen und modernem europäischen Wissen und die daraus resultierende Ungleichzeitigkeit stellen Humboldt vor ein Rätsel.

„Woher rührt dieser seltsame Gang in der Entwicklung unserer Kenntnisse? Wie konnte das Volk auf der einen Halbkugel etwas erkennen, was auf der anderen dem Scharfblick der Chemiker, die doch gewöhnt sind, die Natur zu befragen und sie auf ihrem geheimnisvollen Gang zu belauschen, so lange entgangen ist? Daher, daß einige wenige Elemente und Prinzipien verschiedenartig kombiniert in mehreren Pflanzenfamilien vorkommen; daher, daß die Gattungen und Arten dieser natürlichen Familien nicht über die äquatoriale und die kalten und gemäßigten Zonen gleich verteilt sind; daher, daß Völker, die fast ganz von Pflanzenstoffen leben, vom Bedürfnis getrieben mehlig-nährende Stoffe überall finden, wo sie nur die Natur im Pflanzensaft, in Rinden, Wurzeln oder Früchten niedergelegt hat.“ (*Reise I*, 681, Hervorhebung von mir, J.G.)

Humboldt hält diese Ungleichzeitigkeit in der Entwicklung der Kenntnisse für „seltsam“ und fragt sich, wie es komme, dass so etwas wie die Baummilch so lange dem gewohnten Scharfblick des Chemikers habe entgehen können. Der Chemiker, der doch darauf spezialisiert ist, die Natur zu ‚befragen‘, sie zu ‚belauschen‘ und in deren inneren Zusammenhang einzudringen, befindet sich trotz seiner Qualifikation und seines Scharfblicks im Rückstand. Humboldt versucht, eine Erklärung für den Vorsprung des lokalen Wissens zu finden.

Seine drei Erklärungsversuche lassen sich durch einen Begriff zusammenfassen, den man als Geographismus bezeichnen kann. Lokalverhältnissen wird eine entscheidende Rolle bei der geistigen wie physischen Entwicklung des Menschen zugeschrieben. Es handelt sich hier um eine bis heute von vielen geteilte Meinung: Ngugi wa Thiong'o schreibt in diesem Zusammenhang in seinem eingangs angeführten Essay *Die Universalität regionalen Wissens*: „Kultur entwickelt sich in einem Prozess, in dem ein Volk sich mit seinem natürlichen und sozialen Umfeld kämpferisch auseinandersetzt.“⁴ In seinem Essay *Über lokale und allgemeine Bildung* misst auch Forster Lokalverhältnissen eine entscheidende Rolle bei: „Was der Mensch werden konnte, das ist er überall nach Maasgabe der *Lokalverhältnisse* geworden.“⁵ Ohne mit dem Geographismus alles erklären zu wollen, ist festzuhalten, dass Lokalverhältnisse einen bedeutenden Einfluss auf die physische und geistige Beschaffenheit der Menschen haben können. Da jedes Volk ein ihm eigentümliches natürliches Umfeld hat, verfügt es demnach auch über ein ihm spezifisches Wissen, das jedoch verallgemeinerbar sein kann.

Die ungleiche Verteilung der Naturpflanzen führt in der Tat dazu, dass der Kuhbaum nur in einem bestimmten Gebiet der Tropenzone wächst, während der Mandelbaum nur in der gemäßigten anzutreffen ist, was zu einer Ungleichzeitigkeit in der Entdeckung ihrer jeweiligen Eigenschaften führen kann. Denn je nach dem, ob man in einer Situation der Not oder des Bedürfnisses ist oder nicht, wird man sich bemühen, nach besonderen Substanzen der Pflanzen zu suchen. Nach dem Motto ‚Not macht erfinderrisch‘ erklärt sich Humboldt und relativiert aber zugleich einen Wissensvorsprung des Lokalen und, umgekehrt, seinen möglichen Rückstand. Denn Lokalverhältnisse, die den einheimischen Indianern und Schwarzen im konkreten Fall ihren Vorsprung ermöglichen, können auch dazu führen, dass sie sich weniger anstrengen, um ihr Wissen zu erweitern. Die „Segensfülle der Natur“, so Humboldt in derselben Episode, begünstige in den Tropenregionen „die träge Sorglosigkeit der Menschen“ und verhindere die Entwicklung seiner Geistesfähigkeiten. (682) Und noch deutlicher formuliert: „Bei einer üppigen Vegetation mit so unendlich mannigfaltigen Produkten bedarf es dringender Beweggründe, soll der Mensch sich der Arbeit ergeben, sich aus seinem Halbschlummer aufrütteln, seine *Geistesfähigkeiten* entwickeln.“⁶

Humboldt lässt den Leser wissen, wie stark die Entdeckung der physischen Eigenschaften des Kuhbaums ihn beeindruckt habe; im Verlauf seiner Reise hätten nur wenige Erscheinungen einen stärkeren Eindruck auf seine Einbildungskraft gemacht als diese durch Anschauung gewonnene Einsicht in die Natur. Das Wissen der Einheimischen führt Humboldt über die physikalische Erkenntnis der Gegenstände hinaus zu „einem anderen Kreise von Vorstellungen und Empfindungen“, nämlich zu Überlegungen naturphilosophischer Art. In der Einleitung zum *Kosmos* vertritt er die These, „dunkle Gefühle und die Verkettung sinnlicher Anschauungen, wie später die Tätigkeit der kombinierenden Vernunft“ leiteten zu der Erkenntnis, „daß *ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlinge*“.⁷ Die Entdeckung der physischen Eigenschaften des Kuhbaums durch die Bewohner der Küste Venezuelas bildet die empirische Grundlage dieser philosophischen Position. Bisher habe man geglaubt, nährende Milch sei ein ausschließliches Produkt des tierischen Organismus, und nun müsse man feststellen, dass physische Eigenschaften der tierischen und der vegetabilischen Stoffe im engsten Zusammenhang stünden. „Nichts steht für sich allein da; chemische Prinzipien, die, wie man glaubte, nur den Tieren zukommen, finden sich in den Gewächsen gleichfalls. *Ein gemeinsames Band umschlingt die ganze organische Natur*.“ (*Reise I*, 680, Hervorhebung von mir, J.G.) Das „gemeinsame Band“, das Humboldt später in *Kosmos* zum Gesetz erhebt, verdankt er einem lokalen Wissen der Schwarzen und der Indianer in Venezuela.

Humboldt ergänzt seine naturphilosophische Überlegung durch eine ästhetische und rundet damit die Kuhbaum-Episode ab. Jedes tiefere Eindringen in das innere Wesen der Naturkräfte und die Ergründung allgemeiner Gesetze könnten dazu führen, dass die Natur ihren Zauber, ihren Reiz einbüße. Eine Möglichkeit, die Humboldt als Gefahr betrachtet. In der Kuhbaum-Episode seines Reiseberichts hegt er noch diese Befürchtung: „Die naturwissenschaftliche Untersuchung zeigt, daß die physischen Eigenschaften der tierischen und der pflanzlichen Stoffe im engsten Zusammenhang stehen; aber sie brennt dem Gegenstand, der uns in Erstaunen setzte, den Anstrich des Wunderbaren, sie entkleidet ihn wohl auch zum Teil seines Reizes.“ (*Reise I*, 680) Mit einem „aber“ zeigt Humboldt an, dass er bedaure,

wenn die wissenschaftliche Arbeit dem Gegenstand den Anstrich des Wunderbaren nehme und ihn seines Reizes entkleide.

Später, im *Kosmos*, wird Humboldt diese Meinung entschieden revidieren: „Ich kann daher der Besorgnis nicht Raum geben, [...] daß bei jedem Forschen in das innere Wesen der Kräfte die Natur von ihrem Zauber, vom Reiz des Geheimnisvollen und Erhabenen verliere.“ (*Kosmos* I, 28) Wenn also bei der wissenschaftlichen Untersuchung der Gegenstand sein „Wunderbares“ und seinen „Reiz“ nicht verliert, dann heißt das, dass ein lokales Wissen durch seine Verwissenschaftlichung auch nicht spurlos verschwinde. In Humboldts „physischer Weltbeschreibung“, in seiner „Lehre vom Kosmos“, vermag deshalb wissenschaftliches Wissen sich mit einem Naturgenuss zu verbinden und diesen sogar noch zu vermehren und zu ‚veredeln‘. Ein in diesem Sinne ‚aufgeklärter‘ Naturgenuss bleibt aber für Humboldt im Lokalen, im Besonderen verortet, deshalb ist es wichtig für ihn, eine Wissenschaft zu betreiben, die - aller Universalität zum Trotz - gerade die Lokalität mit ihrem Wunderbaren, ihrem Reiz und ihrem Zauber respektiert und integriert.

Der kenianische Schriftsteller Ngugi wa Thiong’o schließt seinen schon zitierten Essay über die Universalität regionalen Wissens mit einem Gedanken, der ganz im Sinne dieser Humboldtschen Dialektik von Lokalität und Globalität ist: „Regionales Wissen ist keine einsame Insel für sich, es ist ein Teil der See, Teil des Meeres. Seine Grenzen liegen in der grenzenlosen Universalität unseres kreativen Potentials als Menschen.“⁸

3. Curare-Episode

In dem Bericht über die Fahrt auf dem Orinoko beginnt die Curare-Episode mit der Ankunft von Humboldt und Bonpland im Mai 1800 in der kleinen Mission Esmeralda. Humboldt berichtet über die Rückkehr der dort lebenden Indianer von einem Ausflug, bei dem sie die Früchte der *Bertholletia* (*Juvias*) und die zur Bereitung des Curare-Giftes notwendige Schlingpflanze gesammelt haben. Mit den gesammelten Früchten der *Bertholletia* wird durch Gärung ein Getränk bereitet. Das Ereignis wird mit einer Festlichkeit begangen, die in der Mission Esmeralda „la fiesta de las Juvias“ heißt und die Humboldt mit „unseren Ernte- und Weinlesefesten“ vergleicht.⁹ Während die meisten Bewohner des Ortes „la fiesta de las Juvias“ feiern, lernt Humboldt einen alten Indianer kennen, der dabei ist, das Curare-Gift zu bereiten. Für Humboldt und Bonpland ist das Treffen mit dem alten Indianer insofern ein Glücksfall, als das Curare den Europäern damals zwar schon bekannt war, aber niemand bis dahin etwas Zuverlässiges über dessen genaue Herkunft und Zubereitung hatte in Erfahrung bringen können.

Humboldt berichtet: „Esmeralda ist berühmt als der Ort, wo am besten am Orinoko das starke Gift bereitet wird, das im Krieg, zur Jagd, und was seltsam klingt, als Mittel gegen gastrische Beschwerden dient. [...] Das *Glück* wollte, daß wir einen alten Indianer trafen, der [...] eben damit beschäftigt war, das Curaregift zu bereiten. Der Mann war der Chemiker des Ortes. Wir fanden bei ihm große tönernen Pfannen zum Kochen der Pflanzensäfte, flachere Gefäße, die durch ihre große Oberfläche die Verdunstung fördern, tütenförmig aufgerollte Bananenblätter zum Durchsiehen der mehr oder weniger faserige Substanzen enthaltenden Flüssigkeiten. Die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschten in dieser als chemisches Laboratorium eingerichteten Hütte. Der Indianer [...] heißt in der Mission der *Giftmeister*; er hatte das steife Wesen und den pedantischen Ton, den man früher in Europa den Apothekern zum Vorwurf machte. [...]“ (1180f., Hervorhebung teils im Original, teils von mir, J.G.)

Humboldt beschreibt akribisch die für die Herstellung des Giftes notwendigen Utensilien und macht Angaben über deren Funktion. Den indianischen Giftmeister nennt er „Chemiker des Ortes“ und seine Hütte ein „chemisches Laboratorium“. Humboldts Begrifflichkeit stammt aus der europäischen Wissenschaftssprache, was für mich Zeichen dafür ist, dass er den Indianer als Wissensträger auf gleicher Augenhöhe sieht und ihn durchaus ernst nimmt; durch die „größte Ordnung und Reinlichkeit“ in seinem ‚Laboratorium‘ und dadurch, dass eine Hütte speziell dafür eingerichtet wird, rechtfertigt der Indianer allerdings den Respekt von Humboldt. Durch die von Humboldt verwendeten Begriffe entsteht eine

Gegenüberstellung von lokalem Naturwissen und europäischem wissenschaftlichen Wissen. Humboldt vergleicht den indianischen Giftmeister mit dem Apotheker im früheren Europa: Sie haben aus seiner Sicht etwas Gemeinsames, nämlich Geheimnis- und Wichtigtuerei.

Der Giftmeister, der sich mit seinen europäischen Gästen unterhält, stellt selbst einen Vergleich an zwischen seiner Leistung und den Leistungen der Europäer: Seine Kunst, Gift herzustellen, vergleicht er mit der Kunst des Europäers, Seife und Pulver herzustellen. Im Gespräch mit Humboldt sagt er: „Ich weiß, die Weißen verstehen die Kunst, Seife herzustellen und das schwarze Pulver, bei dem das Üble ist, daß es Lärm macht und die Tiere verscheucht, wenn man sie verfehlt. Das Curare, dessen Bereitung bei uns vom Vater auf den Sohn übergeht, ist besser als alles, was ihr *dort drüben* (über dem Meere) zu machen wisst. Es ist der Saft einer Pflanze, der *ganz leise* tötet (ohne daß man weiß, woher der Schuß kommt).“¹⁰ Der Giftmeister ist nicht nur Träger eines Geheimwissens von der Natur, auch die Wirkung seines Wissens hat für das Opfer, ob nun Wild (Jagd) oder Feind (Krieg), einen geheimnisvollen Charakter: In beiden Fällen wisse das Opfer nicht, woher der Schuss komme.

Die Besonderheit dieser Begegnung mit dem Giftmeister bei der Arbeit ist durch den damaligen Wissensstand begründet. In einer zuvor eingeschobenen geschichtlichen Rückblende hält Humboldt fest, dass bisherige Informationen entweder nur auf Hörensagen beruhten oder ihrem Wahrheitsgehalt nach Volksmärchen ähnelten. Der englische Seefahrer Raleigh habe bereits Ende des sechzehnten Jahrhunderts von einer Pflanzensubstanz gehört, mit der man die Pfeile vergifte. Das, was Humboldt bei den Missionaren Gumila und Gili darüber liest, vergleicht er mit Volksmärchen, da die dem Curare-Gift zugesprochenen Eigenschaften übertrieben scheinen und, wie er später in seinem Bericht zeigen wird, einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhalten können. Hinzu kommt, dass beide Missionare nicht bis in die Region gekommen seien, in der das Gift hergestellt werde. (*Reise II*, 1180) Um die Behauptungen der genannten Missionare, die dem Gift eher fabelhafte Wirkungen zuschreiben, zu widerlegen, weist Humboldt auf die Versuche von Fontana hin, die bewiesen hätten, dass die von einem ähnlichen Gift aus dem Amazonasgebiet entwickelten Dämpfe ohne Gefahr für das Leben eingeatmet werden könnten. Damit seien auch ähnliche Behauptungen des französischen Naturforschers La Condamine gründlich widerlegt. (*Reise II*, 1183)

Humboldt hätte gern die Liane botanisch bestimmt, die zur Herstellung des Curare-Giftes gebraucht wird. Er bringt jedoch nur so viel in Erfahrung, dass das Curare aus einer Liane hergestellt wird, die *Bejuco de Mavacure* heiße und östlich von Esmeralda am linken Ufer des Orinoko zu finden sei. Diese Pflanze hat er leider selbst nicht in der Natur gesehen, aber nach dem, was er bei dem alten indianischen Giftmeister gesehen hat, nimmt er an, dass es sich um ein Gewächs handle, das er vorher an einem anderen Ort gesehen und untersucht habe und das zur Familie der Strychneen gehöre. Eine botanische Bestimmung dieser Pflanze sei ihm insofern nicht möglich, als er auf seiner Reise deren Blüte oder Früchte aus jahreszeitlichen Gründen nicht zu Gesicht bekommen könne. Humboldt bedauert, dass eine Art von Fatalität wissenschaftlich sehr interessante Pflanzen der Untersuchung des Reisenden entziehe, und dieser dadurch „um die nähere Kenntnis von Gegenständen gebracht wird, die noch in anderer Hinsicht als nur für die beschreibende Botanik von Bedeutung sind“. (*Reise II*, 1184) Diese Wissenslücke könnte aber leicht geschlossen werden, wenn ein europäischer Reisender lange genug in den Tropen bleibe, um z.B. die Blütezeit jener Pflanzen zu erleben.

Der alte Indianer weicht Humboldt und Bonpland in sein Naturwissen ein, was sich keineswegs von selbst versteht. Denn, so Humboldt weiter: „Über der Geschichte der Gifte und Gegengifte liegt überall der Schleier des Geheimnisses. Ihre Herstellung ist bei den Wilden Monopol der Piaches, die zugleich Priester, Gaukler und Ärzte sind, und nur von in die Missionen versetzten Eingeborenen kann man über diese rätselhaften Stoffe etwas Sicheres erfahren.“ (*Reise II*, 1190) Es ist also ein Privileg für den Autor und seinen Begleiter, dem Herstellungsvorgang des Giftes beizuwohnen und in ein geheimes Wissen eingeweiht zu werden. Dass überall ein solches Wissen streng gehütetes Geheimnis ist, hat damit zu tun, dass es mit Machtausübung verbunden ist: Als Priester oder als Arzt verfügt der Giftmeister über die Macht, die anderen Mitglieder seiner Gemeinschaft geistlich oder physiologisch zu beeinflussen. Obwohl der alte Indianer sein Geheimnis und damit einen Teil seiner Macht preisgibt, vergleicht Humboldt

ihn mit den Apothekern im früheren Europa. Das könnte man so verstehen, dass der Giftmeister in seinem Umgang mit Wissen sich eher auf einer vormodernen Stufe von Wissen befinde. Aber ich meine, Humboldt bezieht diese Aussage nicht unmittelbar und kritisch auf den alten Indianer, sondern er bringt damit den Wunsch zum Ausdruck, dass Wissen über solche Substanzen denjenigen freigegeben wird, die darüber forschen möchten. Ein lokales Wissen sollte dem wissenschaftlichen Wissen zugeführt werden.

Genauso akribisch wie die Utensilien und ihre Funktion beschreibt Humboldt die von dem indianischen Giftmeister durchgeführte chemische Operation. Dieser Passus scheint mir interessant genug, ihn in aller Ausführlichkeit zu zitieren. „Die chemische Operation, auf die der *Meister des Curare* so großes Gewicht legte, schien uns sehr einfach. Das Schlinggewächs [...] heißt hier *Bejuco de Mavacure*. [...] Der *Mavacure* wird ohne Unterschied frisch oder seit mehreren Wochen getrocknet verarbeitet. Der frische Saft der Liane gilt nicht als giftig; vielleicht zeigt er sich nur wirksam, wenn er stark konzentriert ist. Das furchtbare Gift ist in der Rinde und in einem Teil des Splints enthalten. Man schabt mit einem Messer 4-5 Linien dicke *Mavacure*zweige ab und zerstößt die abgeschabte Rinde auf einem Stein, wie er zum Reiben des Maniokmehls dient, in ganz dünne Fasern. Da der giftige Saft gelb ist, so nimmt die ganze faserige Masse die nämliche Farbe an. Man bringt sie in einen neun 9 Zoll hohen, 4 Zoll weiten Trichter. Diesen Trichter strich der Giftmeister unter allen Gerätschaften des indianischen Laboratoriums am meisten heraus. Er fragte uns mehrmals, ob wir *por allá* (dort drüben, das heißt in Europa) jemals etwas gesehen hätten, das seinem *Embudo* gleiche? Es war ein tütenförmig aufgerolltes Bananenblatt, das in einer andern, stärkeren Tüte aus Palmblättern steckte. Die ganze Vorrichtung ruhte auf einem Gestell von Blattstielen und Fruchtspindeln einer Palme. Man macht zuerst einen kalten Aufguß, indem man Wasser an den faserigen Stoff, die gestoßene Rinde des *Mavacure*, gießt. Mehrere Stunden lang kommt ein gelbliches Wasser Tropfen für Tropfen durch den Filter des *Embudo*, des Blatttrichters. Dieses durchsickernde Wasser ist die giftige Flüssigkeit; sie erhält aber ihre Stärke erst dadurch, daß man sie wie die Melasse in einem großen tönernen Gefäß durch Verdunstung konzentriert. Der Indianer forderte uns von Zeit zu Zeit auf, die Flüssigkeit zu kosten; nach dem mehr oder minder bitteren Geschmack beurteilt man, ob der Saft vom Feuer eingedickt genug ist. Dabei ist keine Gefahr, da das *Curare* nur tödlich wirkt, wenn es unmittelbar mit dem Blut in Berührung kommt. [...] Der noch so stark eingedickte Saft des *Mavacure* ist nicht dick genug, um an den Pfeilen zu haften. Also bloß um dem Gift *Körper zu geben*, setzt man dem eingedickten Aufguß einen sehr klebrigen Pflanzensaft bei. [...] Sobald der klebrige Saft [...] dem eingedickten, kochenden Giftsaft zugegossen wird, schwärzt sich dieser und gerinnt zu einer Masse von der Konsistenz des Teers oder eines dicken Sirups. Diese Masse ist das *Curare*, wie es in den Handel kommt.“ (*Reise II*, 1182ff.)

Eine mit wissenschaftlicher Präzision vorgenommene Beschreibung, in der kaum Persönliches zum Ausdruck kommt. Nur die Frage des alten Indianers, ob Humboldt und Bonpland in Europa etwas gesehen hätten, was seinem Trichter gleiche, ruft die schon erwähnte Gegenüberstellung zweier Wissenshorizonte (des lokalen und des europäischen) auf den Plan. Humboldt hält die Herstellung des Giftes für nicht besonders kompliziert, was vielleicht die Wichtigtuerei des Indianers relativieren soll, aber nicht mit einer Geringschätzung seines Wissens und seines Könnens zu verwechseln ist. Auf dieses Imponiergehabe des Indianers reagiert Humboldt nicht mit einem Gestus der Überheblichkeit und akzeptiert die besondere Bedeutung, die der Indianer seinem Gerät beimisst. Humboldt hält den Herstellungsvorgang des *Curare* so genau und wissenschaftlich fest, dass jeder, der die Ingredienzien hätte, seinerseits in der Lage sein sollte, das Verfahren mit denselben Ergebnissen zu wiederholen.

Ich interpretiere die detaillierte Beschreibung des Herstellungsvorgangs als einen Versuch Humboldts, den indianischen Giftmeister in seinem eigenen Sinne, das heißt, in all seiner Lokalität zu repräsentieren. Humboldt beschreibt ein ‚experimentelles‘ Können, das der Natur noch sehr nahe steht und ohne Messgeräte und damit ohne Zahlen zu beachtlichen Ergebnissen kommt. Aus Erfahrung weiß der Giftmeister, dass der frische Saft des *Mavacure* oder die Dämpfe des kochenden Saftes nicht giftig sind, und er fordert im weiteren Herstellungsvorgang Humboldt und Bonpland auf, den kochenden Saft zu kosten. Je nach dem mehr oder weniger bitteren Geschmack kann bestimmt werden, ob der Saft konzentriert genug ist und ob er die gewünschte Stärke hat. Dieses Wissen des Indianers, der aus Erfah-

rung und nach Gefühl operiert, stellt Humboldt nicht in Frage. Und weil er selbst jetzt seine eigene Erfahrung gemacht hat, kann er z.B. abstruse Behauptungen von Missionaren oder von La Condamine widerlegen, wonach eingeatmete Dämpfe solcher Gifte gesundheitsschädigend oder gar tödlich seien.

Im Sinne einer vollkommenen Repräsentation des lokalen Wissens geht Humboldt auf die Anwendung des Curare ein. Das Naturwissen der indianischen Giftmeister wird volkswirtschaftlich verwertet. In verschiedenen Bereichen, die dem Leser mitgeteilt werden, spielt das Curare bei den Einheimischen eine wichtige Rolle: Kriegführung, Ernährung und Gesundheit können weitgehend davon abhängen. Wie eingangs erwähnt, vergiftet man Pfeile mit Curare, und mit den Pfeilen wird Krieg geführt oder wird gejagt. Das Curare ist also im lokalen Kontext ein begehrter Handelsartikel. Humboldt unterstreicht in seinem Bericht diese wirtschaftliche Bedeutung, indem er auf das Herstellungsmonopol hinweist: „Das Curare wird in den Früchten der *Crescentia* verkauft, da aber seine Herstellung in den Händen weniger Familien liegt und an jedem Pfeile nur unendlich wenig Gift haftet, so ist das *Curare* bester Qualität, das von Esmeralda und Mandavaca, sehr teuer.“ (*Reise II*, 1184, Hervorhebung im Original)

Wie Humboldt weiter berichtet, dient das Curare nicht nur zum Jagen, sondern auch zur Verfeinerung des Geschmacks von Fleischgerichten. Zur Illustration erzählt er eine Anekdote von Pater Zea, einem spanischen Missionar, der sie eine Zeit lang auf der Orinoko-Reise begleitet und stets darauf bestanden habe, Hühner mit einem vergifteten Pfeil zu töten, um dadurch die Fleischqualität zu verbessern: „Am Orinoko wird selten ein Huhn gegessen, das nicht durch einen Strich mit einem vergifteten Pfeil getötet worden wäre; ja die Missionare behaupten, das Fleisch der Tiere sei nur dann gut, wenn man dieses Mittel anwende. Unser Begleiter, der am dreitägigen Fieber leidende Pater Zea, ließ sich jeden Morgen einen Pfeil und das Huhn, das wir speisen sollten, lebend in seine Hängematte bringen. Er hätte eine Operation, auf die er trotz seines gewohnten Schwächezustandes ein großes Gewicht legte, keinem anderen überlassen.“ (*Reise II*, 1187) Humboldt verrät uns nicht, ob das mit dem Curare getötete Huhn ihm besser geschmeckt habe oder nicht; wichtig ist aber, dass er und sein Begleiter sich daran schnell gewöhnt zu haben scheinen. Furcht empfindet er nicht, zumal er zusätzlich zur Gewöhnung Nachdenken für wichtig hält. Humboldt vertraut dem lokalen Wissen der Indianer, zieht aber darüber hinaus ein wissenschaftliches Experiment eines europäischen Kollegen heran, das dieses lokale Wissen bestätige. Der französische Physiologe Magendie habe durch Versuche mit der Transfusion demonstriert, dass das Blut von Tieren, die mit ostindischen Giften getötet wurden, auf andere Tiere keine gesundheitsschädigende Wirkung habe. (*Reise II*, 1188)

Jedes Heilmittel ist zunächst ein Gift, das erst durch die richtige Dosierung gegen Krankheiten wirkt. So nimmt es nicht wunder, dass das Curare auch als Heilmittel Anwendung findet. Damit, so erfährt der Leser im Verlauf der Episode, können kleine Tiere, die man lebend fangen will, betäubt werden. Auch bei Menschen ist das Curare bei bestimmten Beschwerden einsetzbar: „Bei den Indianern gilt das *Curare*, innerlich genommen, als treffliches Magenmittel“, schreibt Humboldt. (*Reise II*, 1185) Vor, aber auch nach der Einführung der Schulmedizin in außereuropäischen Ländern hat das Wissen von den Heilpflanzen, über das diese Völker verfügten, zur Heilung der dort vorkommenden Krankheiten beigetragen. Auch die beiden Reisenden profitieren von diesem lokalen medizinischen Wissen der Indianer, wie Humboldt an einer anderen Stelle seiner *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents* mitteilt.¹¹

Humboldt schließt die Curare-Episode, indem er noch einmal unterstreicht, wie das Wissen dem indianischen Giftmeister ein Selbstbewusstsein verleiht, das er den beiden Reisenden dadurch demonstriert, dass er die Herstellung des Curare noch über die von den Europäern beherrschte Kunst stellt, Seife zu fabrizieren: „Dem alten Indianer, dem Giftmeister, schien es zu schmeicheln, daß wir ihm bei seinem Laborieren *mit so großem Interesse* zusahen. Er fand uns so gescheit, daß er nicht zweifelte, wir könnten Seife herstellen; diese Kunst erschien ihm, nach der Herstellung des Curare, als eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes. Als das flüssige Gift in die zu seiner Aufnahme bestimmten Gefäße gegossen war, begleiteten wir den Indianer zum *Juvias-Feste*.“ (*Reise II*, 1191, Hervorhebung teils im Original, teils von mir J.G.)

Man könnte fast sagen, dass Humboldt und sein Begleiter beim Giftmeister hospitiert und dabei gelernt haben, wie man Curare herstellt. Es geht Humboldt aber auch darum, über das lokale Wissen hinaus etwas für das wissenschaftliche Wissen zu tun. Sein großes Interesse gilt der Zukunft der Wissenschaft: „In der Zukunft wird die Untersuchung der Eigenschaften der Gifte der Neuen Welt eine schöne Aufgabe für Chemie und Physiologie sein, wenn man sich einmal bei stärkerem Verkehr mit den Ländern, wo sie hergestellt werden,[...] alle die Gifte verschaffen kann [...].“ (*Reise II*, 1189) Humboldt ist bemüht, den Giftmeister bei seiner chemischen Operation in seinem Sinne bekannt zu machen und ihn dabei als wichtigen Wissensträger ernst zu nehmen. Dessen lokales Wissen bildet eine Grundlage, auf der wissenschaftliches Wissen aufbauen und durch Experimente vorangetrieben werden kann. Aus Sicht Humboldts soll die Wissenschaft dankbar dieses lokale Wissen aufnehmen.

Nachdem Humboldt den Giftmeister und sein Wissen in ihrem lokalen Rahmen¹² dargestellt hat, wendet er sich der Frage einer möglichen Verallgemeinerung, d.h. einem wissenschaftlichen Wissen zu. Das tut er auf zweierlei Weisen. Zunächst folgt auf die Erfahrung mit dem Giftmeister beim Herstellen des Curare der Versuch, ähnliche Pflanzengifte aus anderen Regionen der spanischen und portugiesischen Kolonien Süd-Amerikas oder aus Asien heranzuziehen und sie mit dem Curare zu vergleichen. Ein Vergleich, der noch keinen endgültigen Schluss zulässt, d.h. noch zu keinem Gesetz führt. Humboldt hält fest, dass die Gifte von verschiedenen Pflanzen stammen und unterschiedlich zubereitet werden.¹³ Jedenfalls verknüpft er den angestellten Vergleich mit der Hoffnung, dass in den verschiedenen Giftpflanzen ein gemeinsamer Wirkstoff entdeckt werde: „Vielleicht findet man einmal in Giftpflanzen aus verschiedenen Gattungen eine gemeinsame alkalische Basis, ähnlich dem Morphinium im Opium und der Vauqueline in den Strychnosarten.“ (*Reise II*, 1185)

Nicht erst nach, sondern bereits während der Reise treten Humboldt und Bonpland in Kontakt mit ihren Chemikerkollegen, denen sie das Curare und andere Gifte aus Südamerika zur näheren Untersuchung haben zukommen lassen. „Wir haben während unseres Aufenthalts in Amerika Curare vom Orinoko und Bambusrohrstücke mit Gift der Ticunas und von Moyobamba den Chemikern Fourcroy und Vauquelin übersandt; wir haben ferner nach unserer Rückkehr Magendie und Delille, die mit den Giften der heißen Zone schöne Versuche angestellt, Curare zukommen lassen [...]“ (1187). So arbeitet Humboldt im Sinne einer sich verbreitenden modernen Wissenschaft, denn seine französischen Kollegen sind Spezialisten (Chemiker), die mit Experimenten das durch Erfahrung und Anschauung erworbene Wissen der indianischen Giftmeister bestätigen oder auch widerlegen und so wissenschaftliche Fortschritte machen werden. Ganz exakt werden sie Moleküle zählen und Werte messen. Und so werden sie nach tieferer Einsicht in die verschiedenen Gifte zu einem Gesetz mit universaler Geltung kommen können.¹⁴

4. Über die Kunststraßen der Inkas

Vor der spanischen Konquista existierten in Südamerika auf der Grundlage lokalen Wissens hoch entwickelte Kulturen. Im weiteren Verlauf der Reise wird Humboldt mit den Ruinen der zerstörten Hochkulturen der Inka und der Azteken konfrontiert. Dies gibt ihm Gelegenheit, über das Wissen der alten Peruaner und dessen technische Umsetzung sowie über die Verantwortlichen für die Zerstörung nachzudenken. In dem Essay *Das Hochland von Cajamarca* aus den *Ansichten der Natur* kommt Humboldt auf die Kunststraßen der Inkas und auf ihr Bewässerungssystem zu sprechen. „Der ernste Eindruck, welchen die Wildnisse der Kordillere hervorbringen, wird auf eine merkwürdige und unerwartete Weise dadurch vermehrt, daß gerade noch in ihnen *bewunderungswürdige Reste von der Kunststraße der Inkas*, von dem Riesenwerk sich erhalten haben, durch welches auf einer Länge von mehr als 250 geographischen Meilen alle Provinzen des Reiches in Verbindung gesetzt waren.“¹⁵ Was Humboldt bewunderungswürdig findet, ist zweifelsohne das Genie dieses Volks, d.h. das Wissen, worüber die Inkas verfügt haben müssen, um ein solches „Riesenwerk“ zustande zu bringen. Beeindruckend nicht nur für Humboldt, sondern auch für den heutigen Leser ist die Länge dieser das ganze Inka-Reich umspannenden Straße: 250 geographische Meilen sind umgerechnet 1855 km.

„Noch herrlichere Trümmer der altperuanischen Kunststraßen haben wir auf dem Weg zwischen Loja

und dem Amazonenstrom bei den Bädern der Inkas auf dem Paramo de Chulucanas [...] gesehen. [...] Von den zwei Systemen *gepflasterter, mit platten Steinen belegter, bisweilen sogar mit zementierten Kieselsteinen überzogener (makadamisierter) Kunststraßen* gingen die einen durch die weite und dürre Ebene zwischen Meeresufer und der Andenkette, die anderen auf dem Rücken der Cordilleren selbst. *Meilensteine gaben oft die Entfernung in gleichen Abständen an. Brücken dreierlei Art, steinerne, hölzerne oder Seilbrücken führten über Bäche und Abgründe; Wasserleitungen zu den Tambos (Hotellerien) und festen Burgen.* [...] Da die Peruaner sich keines Fuhrwerks bedienten, die Kunststraßen nur für Truppenmarsch, Lastträger und Scharen leicht bepäckter Lamas bestimmt waren, so findet man sie bei der großen Steilheit des Gebirges hier und da durch lange Reihen von Stufen unterbrochen, auf denen Ruheplätze angebracht sind.“ (Das Hochland, 329, Hervorhebungen von mir, J.G.)

Die Ruinen der Inka-Straßen zeugen von einer großen Vielfalt im Umgang mit dem Baumaterial: mal waren die Straßen gepflastert, mal mit platten Steinen belegt und manchmal sogar asphaltiert. Dazu waren sie mit Meilensteinen versehen. Genauso wie beim Straßenbau war ihre Technik beim Brückenbau vielfältig: hölzerne, steinerne oder Seilbrücken führten über Bäche und Abgründe. Wasserleitungen waren nicht nur für Hotels oder Burgen bestimmt, es gab ein ganzes Bewässerungssystem in den heißen Küstenebenen, das für die Felder bestimmt war. Es handelt sich im vorkolumbianischen Amerika um eine Infrastruktur, die ihresgleichen sucht.

Eine beschleunigte Entwicklung des Inka-Reichs wurde vor allem durch das Militär induziert. So muss die technische Anwendung des Wissens im engsten Zusammenhang mit der militärischen Eroberung gesehen werden. Im altperuanischen Staat war diese technische Entwicklung bereits ähnlich „veloziferisch“, wie Goethe eine durch die Erfordernisse schnellstmöglicher Truppentransporte während der napoleonischen Kriege induzierte Entwicklung in Europa genannt hat. Die Inka-Dynastie benötigte diese ‚Schnellstraßen‘, um ihre Herrschaft über das Reich zu erweitern und zu konsolidieren. Trotz seiner Bewunderung für die technischen Leistungen der Inkas unterstreicht Humboldt die mit dieser militärischen Dimension bei der technischen Anwendung des Wissens einhergehende Unterdrückung der Untertanen: „Unter dem *despotischen Zentralisations-System* der Inka-Herrschaft waren Sicherheit und Schnelligkeit der Kommunikation, besonders der Truppenbewegung ein wichtiges Regierungsbedürfnis.“ (330, Hervorhebung von mir, J.G.)

Der Vergleich gehört zu den wichtigsten Arbeitsmethoden Humboldts. In seinem Selbstverständnis als Reisender und Naturforscher ist der Vergleich insofern wichtig, als er ermöglicht, „in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen“. So ist es nicht verwunderlich, dass er die ‚Schnellstraßen‘ der Inkas mit ähnlichen Leistungen in Europa vergleicht. „Was ich von den römischen Kunststraßen in Italien, dem südlichen Frankreich und Spanien gesehen, war nicht imposanter als diese Werke der alten Peruaner.“ (328f.) Humboldt zitiert den Konquistador Hernando Pizarro, einen der Zerstörer dieser Errungenschaften, der einen ähnlichen Vergleich angestellt habe und zu dem Schluss gekommen sei: „In der ganzen Christenheit sind so herrliche Wege nirgends zu sehen als die, welche wir hier *bewundern*.“ (330, Hervorhebung von mir, J.G.) Der Zerstörer ist merkwürdigerweise auch ein Bewunderer der eroberten Kultur: Warum zerstört er dann das Bewunderte? Humboldt zitiert diese Aussage des Konquistadoren, um seinen eigenen Eindruck zu bestätigen, aber er tut das vielleicht auch, um die Widersprüchlichkeiten der Europäer zu zeigen, die nach der Zerstörung oder Vernichtung sich beeilen, Reservate einzurichten und Museen zu bauen.

Humboldts Vergleich wie der des spanischen Konquistadoren enthält implizit die Frage, wie die Inkas solche technische Leistungen haben vollbringen können. Es ist die Frage, wie das dazu erforderliche Wissen überhaupt entstehen konnte. In seinem Essay führt Humboldt einen Chronisten der Konquista an und zitiert seine explizite Frage: „Sarmiento, der die Inka-Straßen noch in ihrer ganzen Erhaltung sah, fragt sich in einer Relacion, [...] wie ein Volk ohne Gebrauch des Eisens in hohen Felsgegenden so prachtvolle Werke [...] von Cuzco nach Quito und von Cuzco nach der Küste von Chile vollenden können? ‚Kaiser Karl‘, setzt er hinzu, ‚würde mit aller seiner Macht nicht einen Teil dessen schaffen, was das wohl eingerichtete Regiment der Inkas über die gehorchenden Volksstämme vermöchte.“ (330) Humboldt antwortet hier - wie in der Kuhbaum-Episode -, indem er auf den Einfluss der geographischen

Lokalverhältnisse und der lokalen Bedürfnisse hinweist: „Wo durch Gestaltung des Bodens die Natur dem Menschen großartige Hindernisse zu überwinden darbietet, wächst mit dem Mut auch die Kraft.“ (330)¹⁶ Und zwar die *Geisteskraft* (d.h. das Wissen), muss man hinzufügen.

Die Ruinen der Kunststraßen wie andere Reste technischer Leistungen der alten Peruaner gehen nicht aus einem inneren Zusammenbruch hervor, sie sind das Resultat der Konquista. Nachdem die Konquistadoren diese Straßen für ihre eigenen Eroberungszwecke - schnelle Bewegung der Truppen - genutzt haben, haben sie sie zerstört, was Humboldt ganz entschieden verurteilt. Im Essay *Das Hochland von Cajamarca* kommt diese Kritik kaum zur Sprache. Dagegen findet sich in den Tagebuchaufzeichnungen eine in schärfstem Ton formulierte Kritik an der Zerstörungswut der spanischen Konquistadoren: „Die spanischen Eroberer unterhielten nicht nur die Kanäle [Bewässerungskanäle, J.G.] nicht, sondern zerstörten sie ebenso wie die Kunststraßen des Inka. [...] Sie benehmen sich außerhalb ihrer eigenen Länder barbarisch wie Türken - schlimmer, weil sie noch fanatischer sind.“¹⁷ Humboldt scheut sich nicht, den Spaniern den Vorwurf des Barbarentums zu machen. Besonders schlimm findet er die Tatsache, dass eine autonome, nicht aus der Verpflanzung europäischer Wissenschaft und Technologie hervorgegangene, sondern sich auf ein lokales Wissen gründende Kultur in ihrer Entwicklung so brutal gestoppt wurde. In seinem Tagebuch notiert er hierzu: „Außerordentlich bemerkenswert in Cascas ist ein ungeheuer großer, viereckig behauener Stein von mehr als einhundertsechzig Kubikfuß, der auf drei andere zylindrisch zugerichtete Steine aufgesetzt ist. Vorn hat er ein Loch. Das Ganze macht deutlich, wie die alten Peruaner ihre Bausteine bewegten. [...] *Die Barbaren Westeuropas haben den Vorgang der Arbeit unterbrochen.*“¹⁸ Der letzte Satz des Zitats bezieht sich zwar auf die Arbeit an einer einzigen Baustelle der Inkas, macht aber auch deutlich, dass damit ein ganzer Entwicklungsprozess gemeint ist. Der gesamte Entwicklungsprozess der Inka-Kultur, einer auf eigenen Füßen stehenden und die eigenen geistigen Ressourcen mobilisierenden Kultur, wurde durch die Konquista abgebrochen. Humboldts Kritik an der Zerstörungswut der spanischen Konquistadoren lässt vermuten, dass er sich neben einer Entwicklung europäischer Prägung eine andere, auf lokalem Wissen basierende vorstellen konnte. Es handelt sich um eine Vorstellung von Moderne, die möglicherweise verschiedene Zentren gehabt hätte.

Die drei herangezogenen Episoden aus dem Reisewerk haben gezeigt, dass Alexander von Humboldt das Wissen außereuropäischer Regionen an lokale natürliche und kulturelle Bedingungen gebunden sieht, es in seinem eigenen Sinne darstellt und gleichzeitig darum bemüht ist, dieses Wissen so zu universalisieren, dass es, um mit der Metapher von Ngugi wa Thiong'o zu sprechen, ‚keine einsame Insel‘ sei, sondern ‚Teil des Meeres‘ bleiben könne. In diesem Sinne stimme ich mit Leo Kreutzers Vorschlag überein, neben anderen Komposita wie *Weltgesellschaft*, *Welthandel*, *Weltwirtschaft* oder *Weltliteratur* auch von einer „Weltwissenschaft“ zu sprechen. Dort würde ein lokales Wissen nicht mehr als statisch und ‚traditional‘ im Gegensatz zu ‚moderner‘ Wissenschaft abgetan, vielmehr als dynamisch in einer dialektischen Beziehung zu dieser stehend gesehen und behandelt.¹⁹

* * *

Endnoten

- 1 Ngugi wa Thiong'o: Die Universalität regionalen Wissens, in: ders. Moving the centre: Essays über die Befreiung afrikanischer Kulturen, aus dem Englischen übersetzt von Jörg Rademacher, Münster 1995. S.46-50. Jörg Rademacher übersetzt jedoch die englischen Begriffe ‚local‘ und ‚locality‘, die Ngugi in seinem Originaltext benutzt, durch ‚regional‘ bzw. ‚Regionalität‘. Ich werde demgegenüber die deutschen Begriffe ‚lokal‘ und ‚Lokalität‘ (‚Ortsgebundenheit‘) im Kontrast zu ‚global‘ und ‚Globalität‘ beibehalten, wohlwissend, dass sie nicht in einem allzu engen Rahmen aufgefasst werden dürfen.
- 2 Vgl. Georg Forster: Über lokale und allgemeine Bildung, in: ders.: Kleine Schriften zu Kunst und Literatur, Georg Forsters Werke, Bd.7, Berlin 1963, S.45-56. Hier S.48f.
- 3 Alexander von Humboldt: Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents, Bd.1, hg. von Ottmar Ette, Frankfurt am Main 1991, S.677.
- 4 Ngugi wa Thiong'o: Die Universalität regionalen Wissens, a.a.O., S.48.
- 5 Forster: Über lokale und allgemeine Bildung, a.a.O., S.45. Hervorhebung von mir, J.G.
- 6 Humboldt: Reise in die Äquinoktial-Gegenden, a.a.O., S. 685, Hervorhebung von mir, J.G. Sicherlich kann eine solche Erklärung denen Vorschub leisten, die die Bewohner außereuropäischer Regionen immer schon für „faul“ und überhaupt für Menschen zweiter Klasse gehalten haben.
- 7 Alexander von Humboldt: Kosmos, hg. von Hanno Beck, Studienausgabe Bd. Darmstadt 1993, S. 17. Hervorhebung von mir, J.G.
- 8 Ngugi wa Thiong'o: Die Universalität regionalen Wissens, a.a.O., S.50.
- 9 Alexander von Humboldt: Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents, Bd.2, S.1181. Auch in: Humboldt: Die Wiederentdeckung der Neuen Welt, hg. von Knut Schäfer, München 1992, S.153-155. Die Curare-Episode wird in der *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents* sehr ausführlich erzählt. In den Tagebuchaufzeichnungen fällt sie ziemlich knapp aus. Meinen Ausführungen liegt der Bericht in *Reise in die Äquinoktial-Gegenden* zugrunde.
- 10 Humboldt: Reise in die Äquinoktial-Gegenden, a.a.O., S.1181f., siehe auch ders.: Die Wiederentdeckung der Neuen Welt, a.a.O., S.154.
- 11 Geplagt durch ein starkes, von einem unter die Haut dringenden Insekt verursachtes Jucken in den Fingergelenken und auf dem Handrücken, müssen Humboldt und Bonpland in der Mission Javita die Dorfärztin, eine Mulattin, aufsuchen. Nachdem diese vergeblich versucht hat, die Insekten mit einem Holzsplitter herauszuholen, heilt sie am nächsten Tag ein Indianer radikal und schnell: „Er brachte uns einen Zweig von einem Strauch, genannt *Uzao*, mit kleinen, [...] stark lederartigen und glänzenden Blättern. Er machte von der Rinde einen kalten Aufguß, der bläulich aussah [...] und geschlagen starken Schaum ergab. Auf einfaches Waschen mit dem Uzaowasser hörte das Jucken [...] auf.“ (Reise II, 1031) Einige Tage später erlebt Humboldt, wie die Indianer mit dem Aufguß einer Wurzel (*Raiz de Mato*) jemanden retten, der von einer Natter gebissen wurde.
- 12 Diese Fähigkeit Humboldts, Personen oder Dinge in ihrem lokalen Rahmen zu erfassen und zu beschreiben, hat Goethe sehr bewundert. In den *Wahlverwandtschaften* legt er Ottilie seinen Wunsch in den Mund: „Nur der Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste, das Seltsamste, mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören.“ J. W. Goethe: Die Wahlverwandtschaften, Zürich und Stuttgart 1962, S.196.
- 13 Humboldt beschreibt die Herstellung des Giftes von Moyobamba und meint, sie sei langwieriger und komplizierter als die des Curare. (Reise II, 1186)
- 14 Zu Humboldts Zeiten war eine Suche nach Wirkstoffen aus Pflanzen noch nicht so gewinnorientiert wie heute. Große Pharmakonzerne nutzen das lokale Wissen der Menschen in außereuropäischen Regionen, um schneller an die Wirkstoffe von Heilpflanzen zu kommen, die sie dann patentieren lassen. Man spricht inzwischen von regelrechter „Biopiraterie“. Im dialektischen Sinne Humboldts sollte es stattdessen zu einer ebenbürtigen Zusammenarbeit zwischen lokalen Wissensträgern und Forschern aus Europa kommen.
- 15 Humboldt: Das Hochland von Cajamarca, in: Ansichten der Natur, hg. von Hanno Beck, Studienausgabe Bd.4, Darmstadt 1989, S.328. Hervorhebung von mir, J.G.
- 16 Humboldt ist mit diesem Chronisten in einem Punkt gewiß nicht einverstanden: Was Sarmiento ein „wohl eingerichtetes Regiment“ nennt, ist für ihn, wie bereits zitiert, ein „despotisches Zentralisations-System“.

- 17 Humboldt: Die Wiederentdeckung der Neuen Welt, a. a. O., S. 337.
- 18 Ebd., S.336. Hervorhebung von mir, J.G.
- 19 Vgl. Leo Kreuzer: Die Lokalität von Wissen und ihre Universalisierung bei Georg Forster und Alexander von Humboldt, in: Weltengarten. Deutsch-Afrikanisches Jahrbuch für Interkulturelles Denken, Hannover 2003, S. 112-125.

„Vater einer großen Nachkommenschaft von Forschungsreisenden ...“

Ehrungen Alexander von Humboldts im Jahre 1869

Ilse Jahn (Berlin)

Zusammenfassung

In Anknüpfung an die Gründungsfeier des „Naturwissenschaftlichen Vereins“ zu Magdeburg im Jahre 1869, in der auch der 100. Geburtstag Alexander von Humboldts gefeiert wurde, werden die Ehrungen dreier bedeutender Naturforscher des 19. Jahrhunderts für ihren Förderer Alexander von Humboldt behandelt: Matthias Jacob Schleiden, der 1842 Humboldt sein Lehrbuch „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“ gewidmet hatte und dafür von ihm einen langen Dankesbrief bekam, hielt 1869 in Dresden eine Gedenkrede. Emil du Bois-Reymond, dessen elektrobiologische Forschungen durch A. v. Humboldt maßgeblich gefördert worden waren, ehrte 1883 die Brüder Humboldt anlässlich der Enthüllung ihrer Denkmäler vor der Berliner Universität mit einer Rede. Charles Darwin, der durch Humboldts Reisebeschreibung zu seiner Weltreise inspiriert worden war, sandte ihm 1839 seinen eigenen Reisebericht und erhielt einen bemerkenswerten Dankesbrief. Anhand von Originalbriefen wird die Bedeutung der drei Naturforscher für den Beginn der neuen naturwissenschaftlichen Epoche im 19. Jahrhundert illustriert, für die die Gründung des „Naturwissenschaftlichen Vereins“ charakteristisch war.

Abstract

In 1869 the “Naturwissenschaftlicher Verein” was founded in Magdeburg (Saxony Anhalt). That was the time when the scientific world celebrated Alexander von Humboldt’s 100th birthday. In this context, Humboldt’s achievements were remembered during the founding ceremony of that society. The paper which was read in September 2003 on a meeting of this organisation, focuses on three famous naturalists who celebrated Humboldt because they owed him much help in their own professional careers. The botanist Matthias Jacob Schleiden gave a memorial speech in 1869 in Dresden. The physiologist and pioneer of electro-biology Emil du Bois-Reymond honoured his mentor A. v. Humboldt on the occasion of the dedication of the statues of Wilhelm and Alexander in 1883 in Berlin. Charles Darwin expressed his gratitude to Humboldt by sending him in 1839 the report of his travels and received an interesting reply. These three scholars represented a new epoch in the development of the natural sciences. The paper includes a recently re-discovered letter from Humboldt to Schleiden, dated April 13, 1842.

Über die Autorin

Ilse Jahn

Ilse Jahn, geb. Trommer, wurde 1922 in Chemnitz geboren; sie studierte 1941-1942 und heiratete 1942 Dr. Wilhelm Jahn, der im April 1945 in Rußland starb. Nach der Geburt der Tochter Isolde (1943) arbeitete sie als Kunstmalerin in Chemnitz, setzte dann 1952-1956 in Jena das Biologiestudium fort und war nach dem Diplom zunächst Assistentin am Ernst-Haeckel-Haus in Jena. Nach der Promotion (Jena 1963) arbeitete sie 1962-1967 an der Alexander-von-Humboldt-Briefedition der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und 1967-1982 als Kustos am Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität, wo sie sich 1979 habilitierte und 1980 Dozentin für Museologie wurde. Hauptarbeitsgebiet, das auch im Ruhestand seit 1982 gepflegt wird, ist die Geschichte der Biologie, über die mehrere Schriften erschienen, u.a. „Dem Leben auf der Spur. Die biologischen Forschungen Alexander von Humboldts“ (Leipzig, Jena, Berlin 1969), „Grundzüge der Biologiegeschichte“ (Jena 1990).

„Vater einer großen Nachkommenschaft von Forschungsreisenden ...“

Ehrungen Alexander von Humboldts im Jahre 1869

Ilse Jahn (Berlin)¹

1. Einleitung

Als im Jahre 1869 an vielen Orten der Welt Alexander von Humboldts einhundertstes Geburtsjubiläum gefeiert wurde, versammelten sich die Magdeburger Naturforscher, um einen Verein zu gründen, der bemerkenswerterweise den Namen „Naturwissenschaftlicher Verein“ erhielt. Diese Benennung ist kennzeichnend für das Programm der Naturforscher in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es war nicht mehr „Naturkunde“ oder „Naturgeschichte“, also deskriptive Naturforschung, die im Mittelpunkt des Interesses stand, sondern die Suche nach Naturgesetzen, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts die Naturforschung bestimmte und die als „Naturwissenschaft“ definiert wurde.

Das kommt in der Festrede zur Gründungsfeier im Jahre 1869 zum Ausdruck, in der Georg Gerland sagte:

„Im Leben [...] steht nichts allein: in der Wirklichkeit hängt jedes Ding mit jedem andern durch tausend Fäden zusammen, welche sich dem gewöhnlichen Blick meist ganz entziehen, der Wissenschaft aber, da sie ja doch den Zusammenhang, den Grund der Dinge erforschen will, sich nicht entziehen dürfen. Allein auch das schärfste Auge menschlicher Art, wie könnte es alle diese Fäden sehen! Und so ist menschlicher Beschränktheit wegen die Wissenschaft gezwungen, ihr Gebiet in lauter einzelne Felder abzutheilen und jedem Forscher seine Specialarbeit anzuweisen, die um so specieller ausfallen wird, je reichlicher die Kenntnisse sich mehren. Wer aber übersieht die Gefahr, welche hier liegt?“ (Gerland 1869, S. 19-20.)

So ist diese Zeit durch die Gründung zahlreicher naturwissenschaftlicher Spezialgesellschaften in Deutschland gekennzeichnet:

Die Physikalische Gesellschaft (1845),
die Geologische Gesellschaft (1848),
die Ornithologische Gesellschaft (1850),
die Entomologische Gesellschaft (1856),
die Chemische Gesellschaft (1867),
die Botanische Gesellschaft (1882),
die Zoologische Gesellschaft (1890).

Georg Gerland feierte Alexander von Humboldt „als ein ideales Vorbild dessen, was Noth thut. Er besaß eine seltene *Totalität* [...]“ (Gerland 1869, S. 210) – trotz all seiner einzelnen Spezialstudien, über die Humboldt in der Vorrede zu seinem „Kosmos“ 1845 selbst sagte:

„Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin, mich mehrere Jahre und scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disziplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reise-Expedition zu beschäftigen; so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen.“ (Humboldt 1845, S. V-VI.)

In seiner Zusammenfassung wies Gerland auf Humboldts Vielseitigkeit hin:

„Beschäftigte ihn die Geologie und Bergwissenschaft vorzüglich, für die er ja auch praktisch tätig war: so schloß sich doch sehr eng die Botanik und bald auch die Zoologie oder besser Physiologie und Anatomie der Thiere und Pflanzen an; Physik und Chemie betrieb er gleichfalls eifrig, wie die Schriften seiner ersten Zeit beweisen und daß ihm naturphilosophische Betrachtungen nicht fern standen, zeigt der schöne Aufsatz ‚der rhodische Genius‘, welcher 1795 in Schillers Horen erschien.“ (Gerland 1869, S. 12.)

Mit diesen Worten umriß der Festredner Humboldts Arbeiten vor 1800, woran sich dann jene große Reise 1799-1804 anschloß, „die seinen Namen durch ganz Europa bekanntmachen sollte“ und „durchaus bleibenden klassischen Werth“ hat. (Gerland 1869, S. 12.)

Unter dem Stern von Humboldts Namen und seines Werkes wurde der „Naturwissenschaftliche Verein“ in Magdeburg 1869 begründet, und er hatte gewiß – wie auch andere lokale Vereine in dieser Zeit – die Aufgabe, viele einzelne Fachgebiete und Interessenten zur Kommunikation zusammenzuführen und dadurch in der Gemeinschaft zu erreichen, was der Einzelne nicht mehr leisten konnte.

Die neue Naturwissenschaft war kausalforschend, suchte nach Ursachen und Gesetzen auch in der Biologie (mein Fachgebiet) und ist an Namen geknüpft, die den Entwicklungsgedanken und das Experiment ins Zentrum der Forschung rückten. Ich werde deshalb heute das Wirken Alexander von Humboldts exemplarisch im Spiegel von drei Vertretern der neuen Naturwissenschaften darstellen, die ihn nicht nur persönlich kannten, sondern ihre Laufbahn zwischen 1830 und 1850 wesentlich Humboldt verdankten und das auch zu seinem Geburtsjubiläum 1869 zum Ausdruck brachten.

2. Matthias Jacob Schleiden (1804-1881)

Zehn Jahre nach seinem Tod war Humboldts Name und sein Werk in Deutschland (damals kein einheitliches „Reich“) noch allenthalben lebendig, und auf der Suche nach der Beschreibung weiterer Feiern fiel mein Auge zunächst auf Dresden, wo die Gesellschaft „Isis“ eine große Gedenkfeier veranstaltete (vgl. Scholz 2001).

Das Besondere an dieser Feier ist der Umstand, daß die Festrede ein damals ebenso bekannter Naturforscher hielt, einer jener Vertreter, ja Mitbegründer der neuen „naturwissenschaftlichen“ Richtungen in der Naturforschung: Matthias Jacob Schleiden. Schleiden, der die „Zellentheorie“ angeregt hatte und durch sein Lehrbuch über „induktive Botanik“ für die zweite Hälfte des 19. Jh. die naturwissenschaftliche Methode auch in der Biologie durchsetzte, betonte aber trotz allem auch immer wieder: „Es gibt nur Eine Natur und Eine Wissenschaft von derselben!“

Seine wichtigen mikroskopischen Pflanzenstudien über die Entwicklungsgeschichte der Blütenpflanzen (1837, 1838) und die erste Konzeption seines entscheidenden Lehrbuches „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“ (1842) entstanden etwa 1836-40 in Berlin, gleichsam unter den Augen Alexander von Humboldts, dessen Empfehlung er auch seine Universitätslaufbahn in Jena verdankte. So widmete Schleiden ihm sein Lehrbuch über induktive Botanik (Schleiden 1842/1843), mit dem sich die neue naturwissenschaftliche Methode in Deutschland rasch verbreitete.

Auf diese Widmung antwortete Alexander von Humboldt mit einem zwei Seiten langen Brief (Kohut 1904/05, S. 326-327), dessen Original ich im August 2003 in Aarhus, Dänemark, wiederentdeckte.

Er ist so aufschlußreich für Humboldts Art und Weise, mit jüngeren Wissenschaftlern zu verkehren und ihre Schriften treffend zu analysieren, überhaupt, zeitgenössische Literatur zu rezipieren, und darüber hinaus in leicht spöttischem Ton seine Kritik an Schleidens polemischem Stil einzuflechten. daß ich den Brief hier (nach der Handschrift) zitieren möchte:

„Wenn ich gleich noch nicht allen Genuß mir habe schaffen können, den Ihre geistvolle Schrift in einem so hohen Grade gewähren kann, so eile ich doch schon, teurer Herr

Professor Ihnen meinen freundlichsten Dank für Ihre mich ehrende Zueignung darzubringen. Dieser Beweis Ihres Wohlwollens musste mich überraschen. Was ich in vorweltlicher Zeit geleitet und angeregt, gehört zur mythischen Geschichte Ihrer Wissenschaft. Wenn man die Unvorsicht hat 72 Jahr alt zu werden, muß einem auch der Muth nicht fehlen, sich längst litterarisch vergraben zu wissen. Dieser Muth nun aber ist in mir der heiteren Stimmung zugesellt eines lebendigen Antheils an dem Treiben einer neueren Generation[,] an den erfreulichen Fortschritten einzelner Theile der Pflanzenphysiologie, an dem neuen Glauben der den älteren verdrängt. Bei der genauen Kenntniß, die ich von Ihren treflichen Arbeiten mir zu erwerben gesucht habe, wünschte ich das Verdienst mir zueignen zu dürfen, mit dazu beigetragen zu haben einen Mann Ihres Talents und Ihres kräftigen Willens der Naturwissenschaft gewonnen zu haben. Was Sie über den status adultus der Thiere, über die ewige Gestaltveränderung der Pflanze p. 23-33 sagen, gegen die allgemeine Saftcirculation p. 66 und 283, über Cytoblasten und Gährungspilze p. 197 und 191, von der sogenannten Unbefangenheit unwissender Beobachter p. 138, über das Leben der Pflanzenzelle p. 190-289 ist vortreflich. Da ich dem grausamen Cellulärsystem der philanthropisirenden Gefängniß-Philosophie sehr entgegen bin, so gab es auch eine Epoche, in der ich von der so überhandnehmenden Domination der Zellenbotanik eine gleiche Einkerkerung fürchtete. Meine Besorgniß ist geschwunden, in Ihren Ansichten finde ich die Mannichfaltigkeit des Formen-Lebens wieder ohne welche mir die Natur ein polyädrisch erstarrtes Agregat von Lamellen wird. Ich kenne keine Schrift, theurester Herr Professor in der die vitalen Fragen der Wissenschaft mit solcher Vollständigkeit, mit so ernstem Scharfsinn, mit so vielumfassender Naturkenntniß [2] behandelt worden sind. Das Wort Ernst hat sich nicht umsonst in das Lob eingeschlichen, das ich Ihnen so gern und seit vielen Jahren zolle. Ihre Liebe Wahrheitsgefühl hält Sie gewiß von aller ‚Katzenpfötigkeit‘ (p. 98) ab, die Feigheit der ‚moralischen Lumpen‘ (p. 91) ist Ihnen unerträglich, aber Ihre Wahrheitsliebe giebt Ihren Schriften auch die Form eines blutigen Feldzuges. Irrthümer und abweichende Meinungen stellen sich Ihnen stets als Nachtgestalten der Lüge und bössartigen Truges dar; Meyen und Corda sind Ihre Hausdämonen; und einer der ausgezeichnetsten Chemiker unseres Zeitalters, Liebig, ist ‚unsinnig und unverschämt‘ (p. XVII, 15, 175) wenn er nicht ‚albern‘ (p. 182) ist.² Ob Sie mir die Heiterkeit meiner Citate verzeihen werden? Sie sehen, ich zähle die Verwundeten auf dem Schlachtfelde, unternehme aber nicht die Heilung der Schwer-Verwundeten. Möge die anmuthige Landschaft, die hinter Ihren gespensterartigen Jenaer Kalkbergen liegt, möge ein reger Kreis von Menschen, die wie ich, die herrlichen Anlagen und Kräfte Ihrer geistigen Natur zu schätzen wissen Sie fröhlicher stimmen, Ihnen milde Lüfte zuwehen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und freundschaftlicher Ergebenheit

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster
Al Humboldt
Berlin, den 13 April 1842

Meine innige Verehrung dem Herrn Hofrath Fries und wenn Sie ihr nahe treten der geistreichen Frau von Wollzogen.“

Zu der Zeit, als Schleidens Lehrbuch erschien und Humboldt diesen Brief schrieb, hatte der preußische Gelehrte schon 15 Jahre lang sein segensreiches Wirken in Berlin entfaltet, das auch in der Förderung deutscher Naturforscher lag.

Auf diese Tätigkeit, die der Herausgabe seines Reisewerkes in Paris (1807-1827) folgte, geht Schleiden in seiner Festrede 1869 besonders ein, als er die öffentlichen Vorträge 1827-28 in Berlin, die sogenannten „Kosmos-Vorträge“, als besondere Leistung erwähnte.

Wie Georg Gerland, schilderte Schleiden ausführlich Humboldts Leben und Werk. Seine Bewunderung für Humboldt gipfelte in der Betonung

„der ihm eigenthümlichen wissenschaftlichen Methode, durch welche er eben so Großes geleistet hat, und die durch ihn in die neuere wissenschaftliche Thätigkeit eingebürgert worden ist. Man hat sie wol die vergleichende Methode genannt, ich möchte den Ausdruck combinatorische Methode vorziehen. Die Fähigkeit, bei jeder Beobachtung, bei jedem Gedanken gleichsam die ganze Reihe aller Erscheinungen in der ganzen Welt zu durchlaufen, um zu sehen, nach welchen hin eine geistige Brücke etwa zu schlagen, ob und wie sie miteinander in Beziehung zu setzen seien, setzt offenbar nicht nur einen unerschöpflichen Schatz des Aufgefaßten und Treubewahrten, sondern auch die Fähigkeit voraus, die Einzelheiten jeden Augenblick durch den leichtesten Anstoß wieder in den Vordergrund der Seele zu rufen, um sie auf ihre Verbindbarkeit mit jener Beobachtung oder jenem Gedanken zu prüfen. Nur dadurch war er im Stande, die folgenschweren Verknüpfungen zwischen scheinbar einander fern liegenden Wissensgebieten zu finden und durchzuführen [...]“ (Schleiden 1869, S. 491.)

Während nun Gerland in jener Eröffnungsrede zwar auch hervorhob, wie Humboldt „durch sein Wissen stets mit wärmster Liebe zur öffentlichen Thätigkeit gedrängt wurde,“ (Gerland 1869, S. 25) so bemerkt er doch auch, daß seine Schriften nicht eigentlich „populär“ seien und selbst seine gedruckten öffentlichen Vorträge in den „Ansichten der Natur“ – dem meistgelesenen Buch -. (vgl. Leitner und Fiedler 2000) „keine leichte Lectüre für die größten Kreise“ waren. (Gerland 1869, S. 6.) Schleiden dagegen betonte:

„Er [Humboldt] hieß die Wissenschaft heraustreten aus ihrer Zelle und lehrte sie eine Sprache, durch welche sie sich auch andern vernünftigen Menschen verständlich mittheilen konnte. Mit seinen ‚Ansichten der Natur‘, mit seinen öffentlichen Vorlesungen in Berlin gab er den ersten Anstoß und zugleich das edelste Beispiel zu dem wahren Popularisiren der Wissenschaft, das sehr wohl ohne Trivialität und Verwässerung bestehen kann. [...] Eine ganze umfassende, früher nicht gekannte Literatur hat sich aus dieser Quelle ergossen und ein Feld zu ungemein segensreicher Thätigkeit ist dadurch den Männern der Wissenschaft in den öffentlichen Vorlesungen aufgeschlossen worden. Humboldt hat die Wissenschaft ins Volk übergeführt und vieles, was noch vor hundert Jahren nur die Gelehrten wußten, weiß jetzt jeder Handwerker und lesende Bauer.“ (Schleiden 1869, S.486.)

Als Schleiden diese seine Festrede in der Revue „Unsere Zeit“ drucken ließ, konnte er schon von weiteren Humboldtfeiern berichten, wobei er auch Magdeburg erwähnt:

„In Dresden hatten die meisten Schulen eine Frühfeier veranstaltet [...] Elf wissenschaftliche Vereine waren zu einer solennen Feier zusammengetreten, die in den festlich geschmückten und mit der Büste Humboldt's gezierten Sälen der Societät stattfand. [...] In mehr oder weniger gleicher Weise wurde der Tag an unzähligen deutschen Orten festlich begangen. [...] Am umfassendsten und allgemeinsten war wol die Festlichkeit in Berlin, der Vaterstadt Humboldt's. Hier theilte sich die Feier gewissermaßen in eine bürgerliche und wissenschaftliche. Zu der erstern gehörte außer den besondern Festlichkeiten der Bezirksvereine die von der Stadt veranstaltete Einweihung des Humboldt-Parks, eines im äußern Theil Berlins angelegten öffentlichen Spazierganges, und die Grundsteinlegung zu dem in diesem Park aufzustellenden Denkmal. Der zu dieser Festlichkeit angeordnete Festzug führte 58 Vereine zusammen. [...] Die wissenschaftlichen Vereine versammelten sich abends um 6 Uhr im Concertsaale des Schauspielhauses, um die Festrede des Vorsitzenden vom Geographischen Verein anzuhören.“

Als „sehr bedeutend“ hob Schleiden die Rede des Physikers Heinrich Wilhelm Dove am 1. Juli 1869 (Dove 1869), dem Leibniz-Tag der Berliner Akademie der Wissenschaften, hervor und fuhr dann fort:

„Dem Beispiele der beiden genannten Städte folgten in Norddeutschland fast alle größeren Städte, so Frankfurt a. O., Breslau, Magdeburg, Leipzig, Hamburg, Bremen, Hannover, Kassel, Frankfurt a. M., Köln u.s.w. [...] Man kann bemerken, daß, wie ganz besonders technische, gewerbliche und Arbeitervereine die Feier Humboldt's in die Hand nahmen, so auch gerade die meisten Städte aus den Industriegegenden mit großer Theilnahme an der

allgemeinen Feststimmung sich bethätigten. Je weiter man nach Süden blickt, je mehr sich der romanisch-katholische Einfluß bei einer Bevölkerung geltend gemacht hat, desto geringer sehen wir auch die Beteiligung an dem allgemeinen Feste der gebildeten Menschheit werden.“ (Schleiden 1869, S. 496-497.)

Diese Aussage Schleidens soll hier nicht hinterfragt werden; man müßte sie nachprüfen, denn seine spitze Zunge, die auch vor ungerechten Angriffen nicht zurückscheute, ist bekannt. Doch gibt eben sein kurzer Bericht – im Anschluß an seine enthusiastische Festrede für Humboldt – einen allgemeinen Eindruck von der zeitgenössischen Situation, in der auch der „Naturwissenschaftliche Verein“ in Magdeburg gegründet wurde.

Eng mit den Humboldtfeiern des Jahres 1869 verbunden war ein weiteres erwähnenswertes Ereignis. Um das Andenken des großen Forschers zu ehren, ergriff der Berliner Mediziner Rudolf Virchow (1821-1902) die Initiative zur Errichtung eines öffentlichen Humboldt-Denkmal in der preußischen Hauptstadt. Virchow gehört ja zu den jüngeren Vertretern der naturwissenschaftlichen Methode in der Medizin und übertrug die Schleiden-Schwannsche Zellentheorie in die Praxis. Auch er hatte Humboldt noch persönlich gekannt.

Eine im In- und Ausland veranstaltete Geldsammlung erbrachte binnen eines Jahres 100.000 Mark. Die Realisierung des Projektes wurde jedoch zunächst durch den deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 verzögert. Als Standort wurde das Gelände der Universität vorgeschlagen, die damals noch (bis 1949) Friedrich-Wilhelms-Universität hieß. Rektor und Senat gaben ihre Zustimmung, aber nur unter der Bedingung, daß man gleichzeitig auch für Wilhelm von Humboldt, den eigentlichen Initiator der Universität, ein Denkmal errichten würde. „Dafür stand jedoch kein Geld zur Verfügung. 1875 bewilligte Kaiser Wilhelm I. die Mittel für dieses Denkmal als Parallelstatue zu dem Standbild Alexanders, nicht ohne zu verfügen, daß die Denkmäler von Scharnhorst und Bülow vor der Neuen Wache nicht überragt werden dürften und daß das Denkmal für Wilhelm links, also gegenüber dem Kaiserlichen Palais aufzustellen sei.“ (Schwarz 1992, S. 4.)

Daraufhin wurde ein Wettbewerb um die besten Entwürfe ausgeschrieben, die bis zum 31. Dezember 1876 einzureichen waren. Der Entwurf für das Denkmal Wilhelm von Humboldts von Martin Paul Otto (1846-1893) wurde sofort von der Auswahlkommission akzeptiert. Die Arbeit des Bildhauers Reinhold Begas (1831-1911) wurde zwar gelobt, entsprach jedoch nicht den Vorgaben für ein Denkmal Alexander von Humboldts. Die Kommission beauftragte dennoch Begas, das Denkmal für Alexander von Humboldt in Angleichung an den Entwurf von Otto zu schaffen. Im Sommer 1880 akzeptierte Kaiser Wilhelm I., der sich die letzte Entscheidung vorbehalten hatte, beide Entwürfe, so daß die Enthüllung der zwei Denkmäler, die der Universität als Eigentum übergeben wurden, endlich am 28. Mai 1883 stattfinden konnte.

Eine spanische Inschrift am Sockel den Denkmals für Alexander: „Dem zweiten Entdecker Kubas“, wurde am 1. November 1939 von der Universität Habana gestiftet und mit großer Beteiligung der Regierungsvertreter von Cuba, Guatemala, Nicaragua, Uruguay, Venezuela und der Domikanischen Republik enthüllt. (Vgl. Schwarz 1992, S. 4-5.)

3. Emil du Bois-Reymond (1818-1896)

In den 15 Jahren nach den enthusiastischen Humboldtfeiern von 1869 war Alexander von Humboldts Popularität bereits merklich abgeschwächt, wie aus der Rektoratsrede deutlich wird, die Emil du Bois-Reymond am 3. August 1883 in der Aula der Berliner Universität hielt.

„Es war für die deutsche Wissenschaft eine glorreiche Zeit, wie gering auch eine altkluge und verwöhnte Jugend jetzt oft die Männer schätze, die, selber fast ohne Lehrer, ihr die Lehrer bildeten. [...] Von der beherrschenden Stellung, welche Humboldt hier ganz von selbst zufiel, ist es dem heutigen Geschlechte schwer, in dieser alles nivellierenden Zeit sich ein richtiges Bild zu machen [...]“ (Schwarz und Wenig 1997, S. 198.)

In werbendem Tone schilderte der Redner Humboldts Verdienste – auch wenn dieser „nicht bis zur letzten Sprosse der Naturwissenschaft emporstieg,“ so war er doch „der Mann, die Brücke zu schlagen zwischen der alten und der neuen Zeit, zwischen dem philologisch-historischen, ästhetisch-spekulativen Deutschland [...] und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen, technisch-induktiven Deutschland unserer Tage. [...] Die Sitte, das Andenken eines großen Mannes durch ein Denkmal zu ehren, hätte wenig Sinn, wenn das Denkmal nur diene, dies Andenken zu erhalten: denn wenn ohne das Denkmal das Andenken verloren ginge, so wäre es ja der Erhaltung nicht wert gewesen. Vielmehr soll das Denkmal uns den entschwundenen Heros öfter ins Gedächtnis rufen, und im Hinblick auf seine Tugenden sollen wir den Entschluß erneuern, ihnen nachzueifern. Wir sollen uns fragen, wie der Mann, zu dem wir dankbar bewundernd emporblicken, wenn er unter uns wiederkehrte, wohl über uns urteilen, ob er uns für würdige Fortsetzer des von ihm Begonnenen anerkennen würde.“ (Schwarz und Wenig 1997, S. 201.)

Emil du Bois-Reymond gehörte zu den Initiatoren moderner naturwissenschaftlicher Richtungen durch seine elektrophysiologischen Experimente, und auch er verdankte Humboldt die entscheidenden Anregungen dazu. Anfang der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts hatte Humboldt in Anknüpfung an seine eigene Jugendarbeit „Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ (1797) und Experimente eines Italieners in Paris den damaligen Doktoranden Johannes Müllers in Berlin auf diese Forschungsrichtung aufmerksam gemacht und in den folgenden Jahren lebhaften Anteil an dessen Experimenten genommen. (Vgl. Jahn 1967.)

Du Bois-Reymond erinnerte sich 1883 daran und schilderte, wie Humboldt „noch als Sechzigjähriger mit der Kollegienmappe unter dem Arm in unseren Hörsälen“ unter Studenten Platz genommen hatte (Schwarz und Wenig 1997, S. 201), und wie er im Beisein von Helmholtz, Dove und Johannes Müller – fast 80jährig – mit ihm zusammen experimentiert hatte, um die Einwände der Pariser Gelehrten zu widerlegen. Humboldt nahm nur wenige Jahre vor seinem Tod auch noch einen Mikroskopierkurs bei dem Schleidenschüler Hermann Schacht (1814-1864), um die Struktur der Zellen und Muskelfasern zu untersuchen.

Die 94 Briefe, die Humboldt an Du Bois-Reymond zwischen 1840 und 1859 schrieb, sind inzwischen ediert und spiegeln viel von Humboldts Aktivitäten in diesem Zeitraum in Berlin wieder. Sie zeigen auch, wie sorgfältig Humboldt sich für die Aufnahme des bedeutenden Physiologen in die Berliner Akademie der Wissenschaften einsetzte. In dem von Johannes Müller und Humboldt unterzeichneten Wahlvorschlag für die Akademie heißt es:

„Seine Arbeiten über die thierische Electricität, die er seit 10 Jahren unausgesetzt verfolgt, haben ihn an die Spitze dieses Theils der organischen Physik gestellt.“ (Schwarz und Wenig 1997, S. 170.)

Emil du Bois-Reymond gehörte dann 1859 auch zu den Berliner Gelehrten, welche die von Virchow vorgeschlagene „Alexander von Humboldt-Stiftung“ ins Leben riefen, um „hervorragenden Talenten, wo sie sich finden mögen, in allen Richtungen, in welchen Alexander von Humboldt seine wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, namentlich zu naturwissenschaftlichen Arbeiten und grösseren Reisen, Unterstützung zu gewähren“ (Jahn 1967, S. 152).

Um so verständlicher ist es, daß Du Bois-Reymond dann um 1880 zum Vorsitzenden des Komitees bestimmt wurde, um die Aufstellung der Humboldt-Denkmalen zu betreiben.

Es war etwa um diese Zeit, als sich in England der Botaniker Joseph Dalton Hooker veranlaßt sah, in einem Brief nach Charles Darwins Meinung über Humboldts wissenschaftliche Leistung zu fragen, denn es war nach Humboldts Tod auch viel Kritik an seinem letzten Werk, dem „Kosmos“, geäußert worden.

Darwin antwortete Hooker unverzüglich:

„ [...] ich möchte sagen, er war wundervoll, mehr noch wegen seiner Universalität, als wegen seiner Originalität. Aber ob nun seine Stellung als Naturwissenschaftler so bedeutend

ist, wie wir beide denken, oder nicht, so kannst Du ihn doch in Wahrheit den Vater einer großen Nachkommenschaft von Forschungsreisenden nennen, die insgesamt sehr viel für die Naturwissenschaft geleistet haben.“

Diese Aussage, ein Jahr vor Darwins Tod, ist ebenfalls in Darwins eigener Biographie begründet.

4. Charles Darwin (1809-1882)

Wie aus seiner Autobiographie zu entnehmen ist, war es Humboldts Reisebericht, der in ihm den Wunsch zu einer Forschungsreise geweckt und ihn auf der Reise mit der Beagle begleitet hatte.. So berichtet Darwin, daß er schon während seines letzten Studienjahres in Cambridge 1830 mit tiefstem Interesse Humboldts Reisebericht studiert habe. Neben dem Werk des Astronomen John Herschel habe vor allem Humboldts Reisewerk in ihm den brennenden Wunsch entfacht, ebenfalls einen bescheidenen Beitrag zu dem Gebäude der Naturwissenschaften zu leisten. Kein einziges von Dutzenden anderer Bücher habe ihn so stark beeinflusst wie diese beiden: „Ich schrieb aus Humboldts Werk lange Stellen über Teneriffa ab und las sie auf einer Exkursion laut meinen Freunden vor,“ schrieb Darwin. So oft hatte er mit Begeisterung von Humboldts Reise nach Teneriffa gesprochen, daß seine Freunde ihn schließlich, halb scherzhaft, halb ernstlich zu einer Reise dorthin ermutigten.

Unter diesen Freunden war auch der Botaniker Henslow gewesen, dessen Empfehlung und Fürsprache Darwin dann Anfang des Jahres 1831 jene bedeutsame Weltreise mit der Beagle verdankte, die den Grundstein für sein revolutionäres Wirken legte.

Auch während der Weltumseglung hatte Darwin Humboldts Reisebeschreibung an Bord, deren Hilfe bei der Verarbeitung der Reiseerlebnisse in Südamerika er in seiner eigenen Reiseschilderung erwähnt:

„Da die Stärke der Eindrücke allgemein von vorher erlangten Ideen abhängt,“ heißt es bei Darwin, „so will ich noch hinzufügen, daß meine den lebendigen Beschreibungen in der Reiseschilderung Humboldts entnommen waren, die an Verdienst alles übrige bei weitem übertreffen, was ich gelesen habe [...].“ (Zitiert nach Jahn 1969, S.184.)

Er sandte dann seinen eigenen Reisebericht „Reise eines Naturforschers um die Welt“ 1839 mit einer entsprechenden Widmung an Alexander von Humboldt, der die Bedeutung des jungen Forschers sehr bald erkannte.

Noch vor seiner Antwort an Darwin schrieb er an den Sekretär der Englischen Geographischen Gesellschaft, der Band von Charles Darwin sei „eines der bemerkenswertesten Werke“, das er während seines langen Lebens habe erscheinen sehen. Darwin vereinige mit dem Scharfsinn der Einzelbeobachtungen den großen Blick für das Allgemeine der Natur, sozusagen „die philosophische Naturbetrachtung“, die gleichzeitig die Geologie, die geographische Verbreitung der Pflanzen und Tiere und den Einfluß der Temperatur auf die organischen Gestalten der Urwelt umfaßt (zitiert nach Jahn 1969, S. 184).

12 Tage später schrieb Humboldt an Darwin einen langen Dankbrief in französischer Sprache, der auf viele Einzelheiten von Darwins Beobachtungen eingeht.

Es gehört zu meinen eigenen Erfolgserlebnissen, 1966 den Antwortbrief von Humboldt an Darwin in Cambridge ermittelt und ihn erstmals – in deutscher Übersetzung - im Jubiläumsjahr 1969 veröffentlicht zu haben (Jahn 1969, S.185-190).

Der Brief ist bemerkenswert und noch bedeutsamer als das Schreiben an Schleiden, aber viel zu lang, um an dieser Stelle in extenso zitiert zu werden. Man findet ihn in dem Büchlein über Humboldts biologische Forschungen, das ich Ihnen als Gastgeschenk mitgebracht habe. Hier einige wenige Passagen:

„Sie sagen mir in Ihrem freundlichen Brief, daß meine Art, die Natur der heißen Zonen zu studieren und zu zeichnen, dazu beitragen konnte, in Ihnen den Eifer und das Verlangen

nach weiten Reisen zu entfachen. Nach der Wichtigkeit Ihrer Arbeit wäre das der größte Erfolg, den meine schwachen Arbeiten erreichen konnten. Die Werke sind nur gut, so weit sie bessere entstehen lassen.“ (Jahn 1969, S. 185.)

Dieser Brief Alexander von Humboldts an Charles Darwin ist inzwischen auch im Original veröffentlicht und wird zusammen mit über 10.000 Humboldt-Briefen in der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften aufbewahrt, die 1959 aus Anlaß des 100. Todestages Alexander von Humboldts gegründet wurde und der ich von 1962 bis 1967 angehörte.

Sie sammelt und ediert seit über 40 Jahren die weit verstreute Humboldt-Korrespondenz, neben umfangreicher Literatur wie z. B. auch über die Humboldtfeiern im Jahre 1869.

So ist realisiert worden, was man in Schleidens Festrede lesen kann. Er sagte 1869:

Wir dürfen „als gültig annehmen, daß wie ein folgendes Jahrhundert in dem Verständniß und der Anerkennung Humboldt's weit über unsern gegenwärtigen Standpunkt hinausgehen wird, so auch die Theilnahme an einem zweiten Jubiläum eine extensiv und intensiv bedeutendere sein wird.“ (Schleiden 1869, S. 496.)

Nun – dieses Jubiläum 1969 erlebte ich in Berlin mit und konnte schon die Früchte der zehnjährigen Sammeltätigkeit ernten, da erst die Erschließung der umfangreichen Korrespondenz Humboldts ein Bild seines Lebens und Wirkens vermitteln kann.

Der erste Vorsitzende des Magdeburger „Naturwissenschaftlichen Vereins“ konnte für seine Festrede nur die Korrespondenz mit Varnhagen von Ense benutzen, Schleiden lagen darüber hinaus die Briefausgaben von Berghaus, Bunsen und Cancrin vor, als er sagte, daß Humboldt jährlich zwischen 2000 und 3000 Briefe schrieb und noch weit mehr erhielt. Aber:

„Leider ist bis jetzt von seinem Briefwechsel nur wenig der Oeffentlichkeit übergeben worden, und doch gehört die Kenntniß desselben so wesentlich mit zur Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Leistungen und des Einflusses, den er auf seine Mitwelt ausübte. Das bei weitem meiste davon würde bedeutend sein, da er schon grundsätzlich keinen Brief beantwortete, der nicht eine bestimmte Frage oder Bitte enthielt. Was sein Briefwechsel war, kann man vorläufig nur aus persönlicher Bekanntschaft und den Mittheilungen seiner Freunde erfahren.“ (Schleiden 1869, S. 494.)

Wie recht Schleiden damit im Jahre 1869 hatte, kann man ermessen, wenn man das Vorwort zu dem ersten von der Alexander-von-Humboldt-Kommission 1973 herausgegebenen Briefband liest, der nur die Jugendbriefe von 1787-1799 enthält, und der schon über 700 Seiten (480 Briefe) umfaßt. Damals – vor 30 Jahren – waren über 10.500 Briefe von Humboldt und über 2.700 an ihn gerichtete Schreiben von rund 2.300 Korrespondenten erfaßt, die noch längst nicht alle veröffentlicht sind.

Wie bereits durch Schleiden, so wurde damals durch Biermann 1973 darauf hingewiesen, daß jemand, der Humboldt kennenlernen will, sich nicht allein an seine Werke halten könne.

„In ihnen hat Humboldt oft Rücksichten nehmen, manches unterdrücken, anderes ungesagt lassen müssen. Der bekannte Leibniz-Ausspruch ‚Wer mich nur aus meinen Veröffentlichungen kennt, der kennt mich nicht‘, ist in gleicher Weise auf Alexander von Humboldt anwendbar.“ (Jahn und Lange 1973, S. IX.)

Diesen Grundsatz berücksichtigte aber schon Ihr erster Festredner Georg Gerland, als er 1869 vor allem den Briefwechsel mit Varnhagen heranzog.

Meine Damen und Herren,

Sie sind heute zu einem wichtigen Ereignis zusammengekommen, das nicht weniger bedeutsam ist als das im ersten Gründungsjahr 1869. Es stand damals im Zeichen der Humboldtfeiern anläßlich seines Geburtsjubiläums am 14. September, und so bestand Ihr Wunsch darin, das Gedenken an Alexander von Humboldt wieder lebendig zu machen.

Sein Leben und sein Werk und die Literatur darüber sind zu gewaltig, um einen Überblick in einen Abendvortrag zu drängen. Sie knüpfen heute an eine würdige Tradition an, und so möchte ich meine guten Wünsche für die Neubegründung Ihres Vereins vor einem Jahr mit den Worten Gerlands beschließen, die merkwürdig aktuell klingen:

„Es steht ja in unser aller Hand und ganz allein nur da, daß unsere Zeit wieder zur ansteigenden Kurve werde; und nur wenn uns dieser Festtag ernst und dauernd begeistert, darnach zu streben, nur dann feiern wir Alexander von Humboldt würdig.“ (Gerland 1869, S. 31.)

5. Literatur

Biermann, Kurt-R.: Alexander von Humboldt. Leipzig 1983 (Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner Bd. 47).

Darwin, Charles: Narrative of the surveying voyages of Her Majesty's ship 'Adventure' and 'Beagle' between the years 1826 and 1836... Vol. III. Journal and Remarks, 1832-1836. London 1839.

Dove, Heinrich Wilhelm: Gedächtnisrede auf Alexander von Humboldt. Augsburg Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 257-259, Dienstag bis Donnerstag 14. - 16. Sept. 1869.

Du Bois-Reymond, Emil: Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität. In: Drei Reden. Leipzig 1884, S.57-121. Siehe auch Schwarz und Wenig 1997, S. 185-203.

Gerland, Georg: Rede zur Gedächtnisfeier Alexanders von Humboldt. Am 14. September 1869 zur Eröffnung des naturwissenschaftlichen Vereins zu Magdeburg. Abh. des Naturwiss. Vereins zu Magdeburg, Heft 1. Magdeburg 1869, S. 3-31.

Humboldt, Alexander von: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. 1. Stuttgart und Augsburg 1845.

Jahn, Ilse: Die Anfänge der instrumentellen Elektrobiologie in den Briefen Humboldts an Emil Du Bois-Reymond. In: Medizinhistorisches Journal, Hildesheim, 2 (1967) 2, S.135-156.

Jahn, Ilse: Dem Leben auf der Spur. Die biologischen Forschungen Alexander von Humboldts. Leipzig, Jena, Berlin 1969.

Jahn, Ilse und Lange, Fritz G[ustav] (Hrsg.): Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787-1799. Berlin 1973 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung Bd. 2).

Kohut, Adolph: Matthias Jakob Schleiden und Alexander v. Humboldt (Mit einem ungedruckten Briefe Alexander v. Humboldts.) In: Der Stein der Weisen 33 (1904/05), S. 325-328.

Leitner, Ulrike und Fiedler, Horst: Alexander von Humboldts Schriften. Bibliographie der selbständig erschienen Werke. Berlin 2000 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, Bd. 20).

Schleiden, Matthias Jacob: Einige Blicke auf die Entwicklungsgeschichte des vegetabilischen Organismus bei den Phanerogamen. Archiv für Naturgeschichte (Hrsg. A. Fr. A. Wiegmann) Jg. 3 (1837), Bd. 1, S. 289-320.

Schleiden, Matthias Jacob: Beiträge zur Phytogenesis. Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin (Hrsg. Johannes Müller) Jg. 1838, S. 137-176.

Schleiden, Matthias Jacob: Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. Nebst einer methodologischen

Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze. Teil 1-2. Leipzig 1842-1843.

Schleiden, M[atthias] J[acob]: Zur Erinnerung an Alexander von Humboldt. In: Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. N.F. 5. Jg. Zweite Hälfte. Leipzig 1869, S. 481-498.

Scholz, Marianne: Letzte Lebensstationen. Zum postakademischen Wirken des deutschen Botanikers Matthias Jacob Schleiden (1804-1881). Berlin 2001.

Schwarz, Ingo: Auf den Spuren Alexander von Humboldts in Berlin-Mitte. Berlin 1992 (Berliner Manuskripte zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 4).

Schwarz, Ingo und Wenig, Klaus (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Emil du Bois-Reymond. Berlin 1997 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 22).

Werner, Petra: Humboldt als Vermittler: Schleiden und Mohl contra Liebig. In: Hist. Phil. Life Sci., 23 (2001), S. 213-157.

* * *

Endnoten

- 1 Vortrag, gehalten am 12. September 2003 im Naturwissenschaftlichen Museum Magdeburg.
- 2 Zu den Auseinandersetzungen zwischen Schleiden und Liebig siehe Werner 2001, insbesondere die Seiten 240-247.

Acerca de la importancia intercultural de Herder

Heinz Krumpel

Zusammenfassung

Obwohl Johann Gottfried Herder (1744-1803) im Unterschied zu Alexander von Humboldt nie in Lateinamerika war, regte er in seinen Arbeiten das lateinamerikanische und europäische Bewusstsein bei der Wahrnehmung anderer Kulturen an. Ähnlich der amerikanischen Forschungsreise Alexander von Humboldts (1799-1804), die zu einer verstärkten Aufnahme und Wirkung des philosophischen Denkens im europäischen und deutschsprachigen Kulturraum führte, trugen Herders Ideen über den Zusammenhang zwischen Mensch, Natur, Kultur und Tradition zur lateinamerikanischen Rezeption und Transformation europäischen Denkens bei und zur Vermittlung humanistischer Wertorientierungen. In den Darlegungen werden in drei Schritten folgende Aspekte erörtert.

Erstens: Worin besteht das Wesen des Literatur- und Philosophiebegriffs bei Herder?
Zweitens: Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für seine Hermeneutik?
Und drittens: Worin besteht die Aktualität des sozialkritischen Denkens Herders?

Über den Autor

Heinz Krumpel

Prof.Dr.habil.Heinz Krumpel ist seit mehr als drei Jahrzehnten in Forschung und Lehre mit dem lateinamerikanischen Kulturraum verbunden. Gastprofessuren u.a. in Peru, Kolumbien, Argentinien und Mexiko. Zu seinen letzten Veröffentlichungen gehören die Bücher „Philosophie in Lateinamerika- Grundzüge ihrer Entwicklung“ (Akademie Verlag Berlin, 1992), „Notas Introductorias a la Filosofía Clásica Alemana“ (zusammen mit M.Velázquez Mejía) UAEM, Toluca/Mexiko, 1995), „Die deutsche Philosophie in Mexiko - Ein Beitrag zur interkulturellen Verständigung seit Alexander von Humboldt“ (Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 1999), „Aufklärung und Romantik in Lateinamerika - Identität, Vergleich und Wechselwirkung zwischen lateinamerikanischem und europäischem Denken“ (Peter Lang/ Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 2004). In zahlreichen internationalen Fachzeitschriften erschienen von ihm Aufsätze zu Themen wie, „La importancia intercultural del romanticismo temprano alemán“ (Filosofía y Literatura, UAEM Estado de México 2000), „Acerca de la importancia de Guillermo de Humboldt en la historia de las ideas en México: una contribución al pensamiento intercultural“ (El Colegio de México, Mexico D.F. 2001), „La crítica de Hegel al imperativo categórico de Kant y su importancia para el pensamiento intercultural“ (Universidad Nacional de Río Cuarto, Argentinien 2002), „Valores Culturales de la Ilustración-Mediaciones Culturales entre América Latina y Europa“ (Quadrivium 15, UAEM/Estado de México 2003).

Acerca de la importancia intercultural de Herder

Heinz Krumpel

1. Introducción

Aunque Johann Gottfried Herder (1744-1803) –a diferencia de Alejandro de Humboldt– nunca estuvo en América Latina, él fomentaba en sus trabajos la conciencia latinoamericana y europea en la percepción de otras culturas. De modo parecido al viaje americano de investigación que realizó Alejandro de Humboldt entre 1799 y 1804, el cual propició la intensificación de la recepción y eficacia del pensamiento filosófico del área cultural europeo y de habla alemana, las ideas de Herder –con base en la relación entre hombre, naturaleza, cultura y tradición– contribuyeron a la recepción y transformación latinoamericanas del pensamiento europeo. El hermano de Alejandro, Guillermo de Humboldt (1767-1835), también se basaba en sus trabajos hermenéuticos y lingüístico-filosóficos en las ideas de Herder. El entendimiento histórico particular y universal que caracterizó a los escritos de Herder y de los hermanos Humboldt estimula, hoy, a reflexionar sobre los desafíos de la filosofía en el siglo XXI. Con respecto a Herder, surge la pregunta sobre hasta qué punto sus ideas pueden sustentar orientaciones humanísticas de valor de cara a la globalización y regionalización progresivas.

A continuación, quiero explicar en breves palabras, en tres pasos, algunos puntos al respecto.

Primero: ¿En qué consiste, en lo esencial, el concepto de literatura y filosofía de Herder? (2a)

Segundo: ¿Cuáles son las consecuencias que resultan de ello para su hermenéutica? (2b)

Y tercero: ¿En qué se sustenta la actualidad de su pensamiento social? (2c)

2a. ¿En qué consiste, en lo esencial, el concepto de literatura y filosofía de Herder?

Basándose en las ideas de Lessing, Winckelmann, Hamann y el Kant de la época precrítica, Herder dio al Romanticismo temprano europeo y al alemán sugerencias esenciales, que caracterizaron la manera de entender los nexos entre filosofía y literatura. Con Herder y las traducciones de A. W. Schlegel, empieza un cambio en la caracterización de España. Herder llama la atención ante todo sobre la riqueza lingüística de las poesías española y portuguesa. El redescubrimiento de la época dorada de la literatura española (Cervantes, Lope de Vega y Calderón), en la segunda mitad del siglo XVIII, llevó a un enriquecimiento del Romanticismo alemán y de la Ilustración. Esto influyó también en el concepto de literatura y filosofía de Herder, caracterizado por la unidad entre la naturaleza y el hombre, por su historicismo y la percepción de la pluralidad de las culturas. La filosofía es para Herder poesía, porque bosqueja con medios poéticos –como analogías, comparaciones y metáforas– una imagen de la totalidad. Su pensamiento filosófico histórico implica la intención de impulsar al hombre a la esperanza y la acción. Su comprensión intuitiva de lo individual, lo particular, lo vivo en la historia y las lenguas de los pueblos, era de importancia no sólo para el desarrollo de un nacionalismo en Europa, sino también en los pueblos de América Latina. La teoría histórica de Herder se basa en el panteísmo de Baruch Spinoza y en la teoría de las fuerzas activas (*Wirkende Kräfte*) de Leibniz. Para él, lo divino es una fuerza dinámica que se expresa en diversas formas en la naturaleza y en la vida, conforme con el espacio y el tiempo. En este sentido, Herder habla del progreso de la historia. Con esto, se dirige contra la teoría racionalista mecánico-lineal del progreso, como la representaba el materialismo mecánico francés del siglo XVIII. Los tratados de Herder contienen reflexiones sobre la existencia histórica del hombre, sobre el pasado, el futuro y el destino o determinación (*Bestimmung*) del presente. En este marco, analiza las posibilidades y los límites de la historia.

Las ideas de Herder habían sido divulgadas en América Latina, primordialmente, a través de la literatura de Degenerando, Ballanche, Lerminier, Leroux y Cousin. En 1827, Quinet tradujo el libro *Ideas sobre la filosofía de la historia de la humanidad* al francés. Tres años más tarde, Esteban Echeverría trajo las ideas de Herder de París al Río de la Plata. Estas ideas incitaron a Juan Bautista Alberdi a hacer la pregunta por la identidad en la literatura argentina. En sus *Polémicas chilenas*, Sarmiento cita repetidas veces a Herder, particularmente cuando se trata del papel de la geografía en la historia. Esto se expresa también en *Facundo*, que escribió Sarmiento en 1845. Herder va mucho más allá de las concepciones de Montesquieu, llamando la atención sobre la fuerza creativa del ambiente natural. Su teoría del medio ambiente subraya el papel del espacio geográfico en relación con tradiciones históricas y espirituales.¹

En el contexto de la identidad, la comparación e interacción entre el pensamiento latinoamericano y el europeo, me ocupé en particular de la posición de Herder en la época clásica de Weimar. Mi pregunta particular era hasta qué punto Herder y el Krausismo estimulaban la recepción y transformación de la poesía de Goethe, Schiller y Heine. La recepción de la época clásica de Weimar —entre otros por los cubanos Luz y Caballero, Antonio Ángulo y Heredia, así como por los peruanos González Prada y Ricardo Palma— contribuyó, a partir de la segunda mitad del siglo XIX, a un movimiento de renovación y reforma en el área de la lírica. En México, fue particularmente Alfonso Reyes quien unió la poesía de Goethe con nuevos modos de ver hacia el clasicismo, la tragedia moderna y la literatura mundial. Sin entrar en detalles, quiero añadir algunas palabras al respecto.

Al preguntar por la importancia del concepto de literatura y filosofía que tiene Herder en la época clásica de Weimar, para el siglo XXI, se puede decir lo siguiente. A partir de la visión del racionalismo europeo, se entiende muchas veces por filosofía un sistema de pensamiento conceptual, intrínsecamente lógico, que según Heidegger y Husserl solamente encuentra su fundamentación en la tradición lingüística griega y alemana. Herder se dirige contra tal etnocentrismo y racionalismo, indicando —de modo parecido a Luz y Caballero en su polémica con Víctor Cousin— la unidad entre sentimiento y razón, filosofía y poesía. Según Herder, en la poesía de todos los pueblos del mundo se encuentran preguntas filosóficas sobre temas como el sentido de la vida, la fortuna, la esperanza, la fe y otras. En cuanto al sentido de la intermediación entre racionalismo y poesía, Karl Jaspers propuso, basándose en Herder, diferenciar entre un concepto de filosofía más estrecho y uno más amplio. El concepto de filosofía más estrecho debería referirse al racionalismo filosófico de Descartes hasta Hegel y el más amplio debería comprender la literatura y la poesía. Unida a esta diferenciación estaba la intención de crear un contrapeso contra la absolutización unilateral de la razón. Porque, según la dialéctica de la Ilustración de Adorno y Horkheimer, la razón tiene la tendencia a instrumentalizarse, creando así el peligro de convertirse en barbarie. (Un proceso que —como bien se sabe— se ha repetido desde el dominio de los jacobinos, en la época de la Revolución Francesa, hasta hoy.) Por ello, la herencia clásica de Herder consiste hoy para nosotros en el conocimiento de que una razón no acompañada y moderada por el entendimiento poético y el sentimiento humano (en el terreno de su instrumentalización) llega a ser fea y peligrosa. La filosofía requiere por eso de la poesía. José Vasconcelos tiene razón cuando escribe respecto a la relación entre el Romanticismo y la filosofía: “Un filósofo sabio es un poeta”.

Para Herder y los románticos de su época, se trataba de crear una unidad entre la razón y el sentimiento, porque el hombre no solamente es un ser racional, sino que tiene también fantasía, sueños, esperanzas, anhelos etcétera. Tanto Herder como los hermanos Schlegel, tenían la opinión de que el Romanticismo constituye una constante de la esencia humana. Con ello no se dirigían contra la Ilustración, sino que querían enriquecerla. Porque la tesis del auto-peligro de la razón no se conoce solamente desde Adorno, pues los románticos del siglo XVIII ya estaban conscientes de ella. Esto implica también preguntas por la percepción de otras culturas en el contexto de aspectos cognoscitivos y hermenéuticos. Con lo dicho, llego al segundo paso de mis exposiciones.

2b. ¿Cuáles son las consecuencias para su hermenéutica?

Los análisis que hizo Herder de la poesía y filosofía árabe-españolas, sus estudios comparativos de – entre otros- “El Cid” y la poesía de Homero, así como sus exposiciones diferenciadas sobre los pueblos de América Latina, estimularon la comparación hermenéutica de textos entre las diferentes culturas. Se ocupaba de las canciones de los indígenas americanos, estableciendo analogías con las rapsodias de Homero, y siempre trataba de hacer accesible los bienes culturales de etnias ajenas a la propia cultura. Aparte de esto, sus ideas orientaban la investigación al examen de influencias multiculturales y de procesos culturales de mediación. Esto se refiere, entre otras, a corrientes culturales que llegaban del Asia Central (Buchara) a través de España a América Latina.² En su capítulo “Los imperios de los árabes”, de *Ideas acerca de la filosofía de la historia de la humanidad* (1784), Herder mostró cómo las ideas árabes influían en la literatura europea mediante la poesía provenzal. Las investigaciones de Herder sobre los mitos americanos antiguos y los estudios lingüísticos ligados con ellas tienen un valor permanente para la hermenéutica. En este contexto, quiero llamar la atención sobre algunos aspectos. Se encuentran descripciones de América Latina, por ejemplo, en el *Tratado sobre el origen de la lengua* (1772), en las *Cartas para la promoción de la humanidad* (1793-1797) y en *Adrastea*.

Herder prestaba mucha atención a los indígenas de México, Perú, Paraguay y Brasil. Hizo comparaciones entre las diferentes mitologías mexicanas, peruanas, de otros pueblos indígenas y japonesas y se preguntó sobre sus afinidades y diferencias. Para él, la lengua en los mitos no persigue primordialmente fines racionales, porque se basa en la fantasía y se articula en alegorías y metáforas. El mito es, para Herder, un elemento de la actividad humana que posibilita la comprensión de la realidad con la ayuda de la fantasía.

Herder manifestó mucho interés por la genealogía de conceptos individuales y se preguntó cómo es posible que la forma sensual concreta pueda transformarse en concepto abstracto. El hecho de que todos los pueblos tienen una mitología constituye, para él, la prueba de que todos tienen en común la idea de la humanidad. El mito posee, así, una importancia universal, porque su contenido –producido mediante la fantasía y la fuerza creativa de la imaginación- proporciona a las generaciones posteriores un entendimiento histórico siempre novedoso. Estos aspectos comunes están, según Herder, inseparablemente unidos con las particularidades nacionales de los pueblos individuales, con sus costumbres, ritos etcétera. Herder analiza las distinciones que diversas condiciones geográficas, climáticas, lingüísticas y nacionales generan en los mitos existentes en las diferentes regiones de la tierra y explica que el mito está ligado con el carácter, con el mundo imaginario y la lengua de cada pueblo. Un principio hermenéutico esencial lo constituye, para Herder, la comprensión del pensamiento de otros pueblos y épocas. En esto se basan también las hermenéuticas de Daniel Schleiermacher (1768-1834) y Guillermo de Humboldt (1767-1835).

La variedad cultural constituye, a criterio de Herder, un rasgo característico del género humano. Aquí adquiere su hermenéutica, en el contexto de metáforas, su fuerza afirmativa especial. Las identidades culturales se forman ante todo, según él, en el intercambio de unas culturas con otras. Esto justifica, para Herder, la exigencia de una hermenéutica que refleje críticamente la comprensión a partir de la propia tradición y que asuma la otra cultura como algo particular, histórico, en el contexto de la razón universal.³

La relación mutua entre lo propio y lo ajeno supone una multitud de interrogantes de carácter cognoscitivo, como por ejemplo el que concierne al problema de que el otro es percibido solamente en el marco de su propio mundo familiarizado con los conceptos. En este contexto, surge la pregunta acerca de qué modo se debe pensar la relación entre comprensión, comunicación y diferencia cultural.⁴ En el marco de los conceptos de “cultura”, “sentido”, “comprender” y “límite” se desarrolla, en los debates cognoscitivos actuales, una asociación de ideas que ve un proceso constructivo, tanto en la no-comprensión como en la comprensión.

En este contexto, Herder llama la atención sobre un aspecto: determinados fenómenos, como por ejem-

plo el vivo contenido interno de las canciones de alegría, de las ceremonias fúnebres y de las canciones de guerra de los indígenas, no puede ser comprendido por los europeos. Aquí, Herder ve los límites de la comprensión de otra cultura.

Tales ideas han llevado hoy a concepciones en virtud de las cuales la comprensión no significa solamente crear un fundamento común para el diálogo, sino que se trata de cultivar un trato con límites y de pensar en diferencias. La aplicación diferenciada de la teoría del conocimiento al problema de la comprensión de lo cultural ajeno constituye, sin duda, un mérito del siglo XX. Wittgenstein, por ejemplo, caracteriza aspectos hermenéutico-fenomenológicos que están ligados con el concepto de mundo-de-la-vida (*Lebenswelt*), mediante conceptos como “forma de vida” y “mundos de la comprensión”. El concepto de “diferencia” se convierte en un tema esencial de la filosofía lingüística. Pero ya se encuentran los fundamentos hermenéuticos de todo ello en las obras de Herder, Schleiermacher y Guillermo de Humboldt. Para Herder, la diferencia entre identidad lingüística y diversidad no significa un empobrecimiento espiritual, sino que constituye más bien un enriquecimiento a partir de la recepción conceptual de otra cultura.

Herder analiza la diversidad de la construcción del lenguaje y su influencia en el desarrollo espiritual del género humano, en su universalidad y en su particularidad nacional. Llama la atención sobre las ligas entre lengua y carácter nacional, en el contexto de identidad y diferencia. A causa de su defensa de la relación entre lengua, cultura y actividad cognoscitiva, Herder puede ser considerado como el primer representante de una nueva forma de la percepción intercultural. Dada la importancia de la filosofía lingüística positivista de los siglos XX y XXI, se debe estimar en mucho que la percepción de otras culturas, concebida por Herder, nos ayuda hoy a no caer en un reduccionismo positivista. Esto es válido también, naturalmente, para la hermenéutica de Humboldt y Schleiermacher.

Una opinión ampliamente difundida es que la tesis de la percepción de otras culturas tiene sus raíces únicamente en las tesis del filósofo español Xavier Zubiri o en el modo bíblico-semita de pensar de Emmanuel Lévinas. Pero esa opinión no tiene en cuenta que Herder ya había puesto las bases filosófico-lingüísticas para ello. En lo que se refiere al diálogo intercultural actual, la hermenéutica de Hans-Georg Gadamer (1900-2002) tiene importancia. Al contrario de Richard Rorty, para quien la hermenéutica constituye una expresión de la esperanza de que el vacío cultural “después de la salida de la teoría del conocimiento no ha sido llenado”⁵, para Gadamer, la lengua y las diferentes tradiciones de pensamiento y lingüísticas constituyen el centro de su atención. Conceptos como “entendimiento”, “interpretación”, “prejuicio” y “horizonte” son fundamentales para él. En su obra *Verdad y método* (1960), Gadamer trató de elaborar una amplia teoría filosófica de la comprensión.⁶ Teniendo en cuenta el círculo hermenéutico que indica la “relación estructural y dinámica circular de las partes con la totalidad y de la totalidad con las partes dentro de un texto”, él analiza el papel del “prejuicio” en el proceso de comprensión.⁷ La importancia de la hermenéutica de Gadamer estriba, entre otros aspectos, en que se basa en la hermenéutica de Herder, Humboldt y Hegel y la conserva en su teoría. El contenido histórico de la hermenéutica de Gadamer se dirige contra un reduccionismo unilateral pragmático y positivista en la interpretación de la historia.

2c. ¿En qué se sustenta la actualidad del pensamiento social de Herder?

Una mirada a la historia muestra que los románticos argentinos recibieron las ideas de Herder con gran entusiasmo. Bajo la dictadura de Rosas, muchos intelectuales argentinos que emigraron a Chile o Montevideo lo leyeron. La mayoría de los románticos argentinos, como Vicente Fidel López, trataron de reformar la sociedad argentina, orientándose con las ideas de Herder. También en la famosa polémica histórica entre el general Bartolomé Mitre y Vicente López –después de 1880- se hace referencia al filósofo. La concepción política liberal de Echeverría, por ejemplo, se dejó guiar por la teoría del progreso de Herder. Echeverría, Alberdi y Sarmiento asumieron a Herder en el sentido de un federalismo liberal. Asimismo, la filosofía de Giambattista Vico, ampliamente conocida en Argentina, fue percibida de acuerdo con la interpretación de Herder, gracias a la traducción francesa de Jules Michelet, un

adepo del Historicismo alemán. En sus escritos, Ricardo Rojas igualmente se refirió a Herder; concretamente en su trabajo, *La renovación nacional*, donde también recurre a los *Discursos a la nación alemana*, de Fichte.

Al preguntar hoy por la actualidad del pensamiento social de Herder para el siglo XXI hay que mencionar, ante todo, tres aspectos.

Primero. Las diversas ideas histórico-filosóficas de Herder no han perdido ningún valor hasta hoy, particularmente en lo que respecta a su exigencia de crear las condiciones naturales y sociales que incentiven un desarrollo de la razón y del humanismo. En este contexto, él lucha por la auto-determinación de los pueblos y llama la atención sobre la pluralidad de las culturas. Para Herder, ninguna cultura tiene un privilegio frente a otras, porque no hay culturas ni pueblos elegidos. Según él, se puede reconocer y conservar la riqueza de la propia cultura sólo percibiendo las tradiciones y los valores históricos de otros pueblos. Las reflexiones de Herder sobre lo individual, lo particular y lo vivo en la historia y en las lenguas de los pueblos lo convierten, como a Alejandro de Humboldt, en un mediador cultural entre América Latina y Europa. En vista de la globalización técnica progresiva, estas ideas de Herder tienen una actualidad particular, en el sentido de una comprensión cosmopolita.

Segundo. El concepto del progreso de la historia, que Herder plantea en su filosofía de la historia también es de interés. El progreso histórico es, para Herder, una tendencia del tiempo e implica corrientes inversas ocasionales. Desde su punto de vista, la historia incluye negaciones parciales y el progreso hacia un humanismo más elevado no es un proceso lineal, sino contradictorio. El historicismo de Herder y su sentido dialéctico se convierten en la precondition ideológica (*ideengeschichtliche Voraussetzung*) de la filosofía de la naturaleza de Schelling y del pensamiento de Hegel. Asimismo, su concepto histórico natural del “humanismo” estimula la teoría antropológica de Feuerbach.

Desde la perspectiva postmodernista, el concepto herderiano del progreso de la historia es más rico y particular que las tesis de Hegel al respecto. En él, el progreso de la conciencia con respecto a la libertad es una ley universal, en virtud de la cual se destruyen la pluralidad, lo individual y lo particular, en favor de lo general platónico. En este sentido, no se tiene en cuenta que el joven Hegel había adaptado las ideas del Romanticismo, que superó más tarde con la idea del provenir, en el sentido de su visión dialéctica del progreso. Desde un punto de vista romántico, Hegel hubiera dicho que lo universal vive en lo concreto que piensa y que siente. Pero a diferencia del historicismo romántico de Herder, el racionalismo dialéctico de Hegel causa una impresión más seca y más abstracta. En este contexto, hay que ver que la corriente filosófico-histórica del Romanticismo reivindica una forma de la razón diferente a la del Racionalismo, pero ambas están al servicio de la Ilustración. En consecuencia, la tesis de que el Romanticismo del siglo XIX constituyó un contramovimiento frente a la Ilustración (como afirmaron, entre otros, Luckács y Kluckshorn), es falsa. Por el contrario, el romanticismo temprano alemán de Herder y A. W. Schlegel ha contribuido esencialmente al enriquecimiento del pensamiento filosófico-histórico. Esto se muestra claramente en la crítica de A. W. Schlegel a la Ilustración. Para él, no se trata de rechazar a ésta, sino de llamar la atención sobre los peligros que resultan de la absolutización de la razón ilustrada (*aufklärerische Vernunft*) para la Ilustración misma.

Tercero. Un aspecto esencial que caracteriza la recepción de la filosofía de Herder es el hecho de que él vio en el pueblo el verdadero creador de la historia. De acuerdo con ello, Herder polemizó contra la política de colonización de los gobiernos europeos, que se estaba realizando a nombre de la “civilización cristiana”. En este contexto, se dirigió también contra el pillaje de pueblos y países ajenos y rechazó doctrinas etnocéntricas. De ese modo, leemos: “Que no se dé a ningún pueblo de la tierra el cetro a la mano sobre otros pueblos por nobleza innata, y menos la espada y el látigo de esclavos.”⁸

Con estas ideas sociales críticas, Herder se coloca en la línea de las ambiciones demócratas de las clases y capas bajas. Según él, no se pueden juzgar las épocas históricas concretas conforme a criterios externos, sino que se debe explorar el carácter inconfundible de cada una de ellas. Por eso él vio la tarea del pensamiento filosófico-histórico como un familiarizarse con los sentimientos y el pensamiento de cada época.

A partir de esta visión, el concepto de la individualidad se convierte en una categoría primaria del entendimiento de la historia. La literatura y la filosofía están determinadas, en la concepción humanista de Herder, por un contenido democrático intercultural. Toda iniciativa destinada a hacer resaltar pueblos o razas es incompatible con su manera de pensar humanista y democrática. Según él, la igualdad de los hombres, pueblos y naciones, dada por la naturaleza, debe ser el máximo principio de la doctrina del Estado. El respeto a la soberanía del carácter nacional y a la autonomía de un pueblo, incluidas su religión y cultura, es para Herder asunto incuestionable.

Como Clavijero y Altamirano, Herder no se deja guiar por una visión etnocéntrica, sino que se orienta hacia una concepción general universal-histórica. En el caso de Juan Bautista Alberdi, el espíritu de Herder se refleja en su escrito *El crimen de la guerra*, donde expresa la exigencia de educar a los hombres para que estén dispuestos para la paz. Alberdi consideraba –al modo de Herder– la comunicación pública, la conversación intercultural y el comercio como precondition para ello.

El consentimiento propuesto por Herder también habría valido para Altamirano. Éste quería abrir un diálogo cultural consciente de sí mismo entre México y Europa. Advirtió contra los peligros de una extranjerización espiritual. Desde su visión estética y política universalista, eligió determinaciones literarias y filosóficas con la conciencia del ser mexicano, lo que se evidencia también en escritos suyos, como literatura nacional.

Finalmente, quiero subrayar que muchas de las ideas humanistas de Herder, así como de los ilustrados y románticos de los siglos XVIII y XIX, constituyen todavía para el siglo XXI un proyecto inconcluso. Invitan a reflexionar sobre las ganancias y pérdidas en la Modernidad.

Bibliografía

- Alberini, Coriolano, *Die deutsche Philosophie in Argentinien*, Verlag H. W. Hendriock, Berlin 1930.
- Dexter Learned, Marion, *Herder und Amerika*, in: *German American Annals*, N. S. II 1904, S. 531-570.
- Herder, Johann Gottfried, *Sämtliche Werke zur Philosophie und Geschichte*, hrsg. von J. von Müller, Tübingen 1806.
- Ders., *Sämtliche Werke*, hrsg. von Bernhard Suphan, 33 Bde., Berlin 1877-1913. Anmerkung: Herders Beschäftigung mit Amerika findet man in dem Aufsatz "Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele" (1766); "Reisejournal" (1769); "Abhandlung über den Ursprung der Sprache" (1772); "Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784-1785); "Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793-1797) und in der "Adrastea", deren erster Band nach Herders Tod 1801 von seinem Sohn Wilhelm Gottfried herausgegeben wurde.
- Ders., *También una filosofía de la historia*, Antología bilingüe editada por Manuel Velázquez Mejía, UAEM, Centro de Investigación en Ciencias Sociales y Humanidades, Toluca 2000.
- Hofmeister, Gerhard, *Deutsche und europäische Romantik*, zweite Auflage, Verlag J. B. Metzler Stuttgart 1990.
- Krumpel, Heinz, *Die deutsche Philosophie in Mexiko. Ein Beitrag zur interkulturellen Verständigung seit Alexander von Humboldt*, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Peter Lang, Frankfurt am Main 1999.
- Ders.: *Aufklärung und Romantik, Ein Beitrag zu Identität, Vergleich und Wechselwirkung zwischen lateinamerikanischem und europäischem Denken (1700-1900)*. Europäischer Verlag der Wissenschaften Peter Lang, Frankfurt am Main 2004.

Ders.: Acerca de la importancia de Guillermo de Humboldt en la historia de las ideas en México: una contribución al pensamiento intercultural, en: Las Relaciones Germano-Mexicanas, Desde el aporte de los Hermanos Humboldt hasta el Presente, León E. Bieber coordinador, El Colegio de México, México D. F. 2001 p. 73-91.

Ders.: La importancia intercultural del romanticismo temprano alemán, en: "Filosofía y Literatura Coloquio", UAEM Toluca/Estado de México 2000, p. 17-33.

Schmitt, Albert R., Herder und Amerika, University of Colorado, Mouton & Co. The Hague/Paris 1967.

Velázquez Mejía, Manuel, (Hrsg.), También una filosofía de la historia, Antología bilingüe, UAEM, Centro de Investigación en Ciencias Sociales y Humanidades, Toluca 2000.

* * *

Endnoten

- 1 Llegado a este punto, quiero mencionar que hay una edición bilingüe actualizada del texto de Herder, escrito en 1773, *Auch eine Philosophie der Geschichte (También una filosofía de la historia)*. El autor de la versión española es Manuel Velázquez Mejía y la edición en referencia fue realizada por el Centro de Investigación en Ciencias Sociales y Humanidades de la Universidad Autónoma del Estado de México, el año 2000.
- 2 Como se sabe, Colón ya tenía aparatos a bordo que procedían de los árabes, tales como el astrolabio, los tres bordones y otros, que habían sido desarrollados por Ibn Sina (lat. Avicenna). Al comparar textos, se muestra que el pensamiento árabe (p.ej. de Ibn Ruschd, lat. Averroes) fecundaba la ilustración europea, desde la ocupación de la península ibérica por los moros. La actitud de tolerancia que predominaba en aquella época en las relaciones entre el islam, el judaísmo y el cristianismo no había sido olvidado en las colonias españolas (p.e. con los dominicos). Hasta ahora, faltan investigaciones concretas sobre cómo el pensamiento árabe, que llegaba a través de España a América Latina, se reflejaba en la poesía.
- 3 Cf. Heinz Krumpel, "Ilustración, Romanticismo y utopía en el siglo XIX. La recepción de la filosofía clásica alemana en el contexto intercultural de Latinoamérica", en *Signos Históricos*, núm. 6, México, Universidad Autónoma Metropolitana (Iztapalapa), julio-diciembre de 2001, pp. 25-93.
- 4 Cf. Werner Kogge, *Die Grenzen des Verstehens, Kultur-Differenz-Diskretion*, Weilerswist, Velbrück Wissenschaft, 2002.
- 5 Richard Rorty, *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main 1997, p. 343.
- 6 H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1961.
- 7 Giovanni Reale, *Gadamer, ein großer Platoniker des 20. Jahrhunderts, eine Begegnung mit Hans-Georg Gadamer*, Reclam, Stuttgart 2000, p. 91.
- 8 Herder, op. cit., tomo II, p. 262.

Bildnisse mit Berg: Goethe und Alexander von Humboldt

Renato G. Mazzolini (Trento, Italien)

übers. von Wolfgang Böker (Göttingen)

Zusammenfassung

Sowohl von Alexander von Humboldt als von Johann Wolfgang von Goethe existiert ein Altersportrait, das sie in anachronistischer Weise vor der Kulisse eines Berges zeigt, der früh in ihrer persönlichen und wissenschaftlichen Laufbahn eine wichtige Rolle gespielt hatte. Für Goethes war dies der Vesuv, für Humboldt der Chimborazo. Dieser Beitrag untersucht die zahlreichen konzeptionellen und formalen Parallelen der beiden Gemälde, die es wahrscheinlich machen, dass das Goethe-Bildnis als Vorbild für das Humboldt-Portrait diente.

Abstract

Both Alexander von Humboldt and Johann Wolfgang von Goethe have been portrayed in their later years anachronistically before the background of a mountain that had been of high significance in their earlier biography and career. For Goethe this was the Vesuvio, and for Humboldt the Chimborazo. This paper examines the numerous conceptual and formal parallels between the two paintings which make it probable that the Goethe portrait served as a blueprint for the portrait of Humboldt.

Concerning the author

Renato Giuseppe Mazzolini

was born in Milan (1945). With a degree in Philosophy from Milan State University (1970), he specialised in the history of science at the Domus Galilaeana in Pisa (1971 – 74) and obtained his Dr. Phil. Hist. from Bern University (1979). In 1981 he was awarded the Henry E. Sigerist Prize. He has been Wellcome Research Fellow at Oxford University (three years), Fellow of the Humboldt-Stiftung at Göttingen (22 months) and Fellow of the Woodrow Wilson International Center for Scholars in Washington (one year). Since 1990 Mazzolini is Professor of the History of Science at the Faculty of Sociology of Trento University. Specialised in the history of physiology, microscopy and physical anthropology for the period 1640 – 1850 he has published a considerable number of contributions in these research areas. The Italian historian has also edited the unpublished correspondence of several physiologists and natural historians of the 18th and early 19th century. In the last ten years Mazzolini has directed several projects financed by the CNR and the MURST concerning science in the public sphere.

Bildnisse mit Berg: Goethe und Alexander von Humboldt

Renato G. Mazzolini (Trento, Italien)

übers. von Wolfgang Böker (Göttingen)

1. Bildnisse mit Berg

Bis mindestens in das Ende des 15. Jahrhunderts lässt sich eine Tradition des Naturphilosophen- oder Literatenbildnisses zurückverfolgen, das diese in einem abgeschlossenen Raum zeigt, umgeben von ihren Arbeitsmaterialien, etwa Büchern, Naturgegenständen oder wissenschaftlichen Instrumenten.¹ Besonders bei Naturphilosophen übernehmen die abgebildeten Gegenstände dieselbe Funktion wie Attribute (z.B. Matryriumswerkzeuge) in Heiligendarstellungen, d.h. sie dienen zu ihrer Identifikation und weisen auf ihren speziellen Beitrag zur Wissenschaft oder zur Kultur im Allgemeinen hin. Die beiden Gemälde, die hier untersucht werden sollen, beziehen sich in hohem Maße auf diese Tradition zurück, enthalten aber – wie wir sehen werden – auch neuartige Elemente, die auf eine veränderte Sensibilität für die natürliche Welt verweisen. Das erste Bild zeigt den Dichter und Naturwissenschaftler Johann Wolfgang Goethe (1749-1832) unter freiem Himmel und vor einem Panorama des Golfes von Neapel und dem Vesuv (Abb. 1). Es wurde von Heinrich Christoph Kolbe (1771-1836) in den Jahren 1824-1826 gemalt und 1831 der Universitätsbibliothek Jena geschenkt, wo es sich noch heute befindet.

Das zweite Bild zeigt hingegen den Naturwissenschaftler Alexander von Humboldt (1769-1859) mit den Andenvulkanen Chimborazo und Carguirazo im Hintergrund (Abb. 2). Es stammt von Julius Schrader (1815-1900) und wurde 1859 wenige Monate vor dem Tod Humboldts gemalt; heute befindet es sich im Metropolitan Museum of Arts in New York. Wie wir im Folgenden zu zeigen versuchen, gibt es viele historische und geistige Elemente, die diese beiden Bilder miteinander verbinden; einige davon verdienen es jedoch, bereits jetzt genannt zu werden. Beide nämlich zeigen die Gelehrten im Freien, mit einem Heft und einem Stift in der Hand und vor einer Bergkulisse: Bildnisse mit Berg. Außerdem sind beide Bilder offensichtlich anachronistisch. Goethe besuchte Neapel 1787; er war damals achtunddreißig Jahre alt. Das Portrait, auf dem das in Abbildung 1 gezeigte Gemälde beruht,



Abb. 1. Heinrich Christoph Kolbe (1771-1836), *Johann Wolfgang von Goethe*, 1826, Öl auf Leinwand (222,3 x 156,4 cm), Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Jena.



Abb. 2. Julius Schrader (1815-1900), *Alexander von Humboldt*, 1859, Öl auf Leinwand (158,8 x 138,1 cm), Metropolitan Museum of Art, New York.

wurde hingegen von Kolbe 1826 in Düsseldorf vollendet, und zeigt den Dichter mit über siebenzig Jahren. Alexander von Humboldt wiederum war zweiunddreißig Jahre alt, als er mit drei Begleitern am 23. Juni 1802 fast bis zum Gipfel des Chimborazo aufstieg; Schrader portraitierte ihn dagegen in Berlin als Neunundachtzigjährigen. Es handelt sich demnach in beiden Fällen um einen beabsichtigten Anachronismus, gewollt von den Malern oder von den Auftraggebern, für die die jeweiligen Berge im Hintergrund der beiden Bildnisse eine symbolische Bedeutung hatten, der im Folgenden verdeutlicht werden soll. Dazu wird einerseits die Beziehung der beiden Personen zu den genannten Bergen dargestellt, und andererseits wird gezeigt, welches Verhältnis Goethe und Humboldt zueinander und zu den sie portraittierenden Künstlern hatten.

2. Goethe und der Vesuv

In seiner *Italienischen Reise* erzählt Goethe, wie er am 22. Februar 1787 in einer Kutsche aus Rom abreiste. Begleitet wurde er von seinem Freund, dem Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829), „der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst“ habe.² Der Vesuv ist sein Bezugspunkt am Horizont, und so notiert er am 24. Februar über die Fahrt nach Mola di Gaeta: „Dann erblickten wir den Vesuv, eine Rauchwolke auf seinem Scheitel.“ Am 25. Februar berichtet er: „Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah.“³ In Neapel angekommen, ist Goethe so überwältigt von der Schönheit des Stadtpanoramas, dass er Rom vergisst und sich mit Rührung an seinen Vater erinnert, „der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von denen Gegenständen, die ich heut zum erstenmal sah, erhalten hatte“ und von dem man sagen durfte, „daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte“.⁴ Der Aufenthalt in Neapel bietet Goethe natürlich Gelegenheit zur Besichtigung antiker Kunstschatze und der archäologischen Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum. Vor allem aber ist es der Vesuv, der Goethe anzieht.⁵ Am ersten März schreibt er „Ich dachte heute schon auf den Vesuv ...“, Tischbein nötigte ihn aber zu einer anderen Exkursion.⁶ Endlich kann er am folgenden Tag notieren:

„Den 2. März bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maulthiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre Ein und siebenzig, die schon feines aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwei Dritttheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja, eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg, und ich wollte nach dem Krater gehn.“⁷

Aber Dämpfe, die ihm den Atem und die Sicht nahmen, verwehrten Goethe den weiteren Aufstieg. Dies hinderte ihn indessen nicht, Beobachtungen einer Erscheinung anzustellen, die ihm unbekannt war, nämlich der „tropfsteinförmige[n] Bekleidung einer vulkanischen Esse“.⁸ Am 6. März unternahm er einen zweiten Aufstiegsversuch, diesmal in Begleitung Tischbeins, auch wenn dieser sich nicht recht dafür begeisterte:

„Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe auf seinen eigenen Füßen, desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma [= der Monte Somma, ein Nebengipfel]. [...]

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungetüm, nicht zufrieden häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlugte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagemstück mit mir zu bestehen, unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidnen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.“⁹

Goethe und sein Führer erreichten im Stein- und Ascheregen den Gipfel. Unerwartet stand er „auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.“¹⁰

Am 20. März beschloss er eine dritte Exkursion auf den Vesuv, um einen frischen Lavastrom zu besichtigen, der in Richtung der Ortschaft Ottaviano floss.

„Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Glutstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breitartig-gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonneverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwandten uns diesem Höllenbrudel.“¹¹

Die Vesuvbesteigungen ermöglichten Goethe, eine Reihe von Beobachtungen anzustellen und einige ästhetische und moralische Überlegungen zu formulieren. So bemerkte er beispielsweise bei seiner dritten Besteigung erneut das „tropfsteinartige Material“ und entdeckte, „daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend“.¹² Hingegen löste der Anblick eines herrlichen Sonnenunterganges an einem „himmlischen Abend“ während des Abstiegs bei ihm eine Betrachtung über die Wirkungen der Nachbarschaft von Schönen und Schrecklichem aus:

„ [...] doch konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.“¹³

Während seines zweiten Neapelaufenthaltes, nach der Sizilienreise, bestieg Goethe den Vesuv nicht wieder. Aber er beobachtete gemeinsam mit der Baronesse Juliane von Mudersbach (1766-1805), verheiratet mit dem Herzog von Giovane di Girasole, von dem Palaste aus, in dem sie wohnte, einen Vesuvausbruch, dessen Beschreibung unter dem Datum des 2. Juni 1787 zu den eindrucksvollsten

Abschnitten der *Italienischen Reise* gehört:

„Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfang; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen. [...] Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu commentieren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet bis in's Einzelne deutlich, ja, man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden.“¹⁴

3. Alexander von Humboldt und der Chimborazo

Zwischen 1799 und 1804 bereisten der Preuße Alexander von Humboldt und der mit ihm befreundete französische Botaniker Aimé Bonpland (1773-1858) etwa sechs Jahre lang Amerika. Diese Reise wird zu Recht als die größte private Forschungsexpedition in der Geschichte bezeichnet. Nach Europa zurückgekehrt, nahm Humboldt seinen Wohnsitz in Paris, dem damaligen Zentrum der europäischen Wissenschaft und Forschung. Er blieb dort bis Anfang 1827 und widmete sich fast ausschließlich der Bearbeitung des von ihm gesammelten Materials und der Publikation seiner Forschungsergebnisse in einem monumentalen Werk von mehr als dreißig Folio-Bänden. Es erschien zwischen 1805 und 1835 und trägt den Gesamttitel *Voyages aux Régions Equinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 et 1804, par Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland*.¹⁵

Bei Humboldts Rückkehr nach Europa wurde sein Name sofort mit der Besteigung des Chimborazo in Verbindung gebracht, den man damals für den höchsten Berg der Welt hielt.¹⁶ Obwohl Humboldt und seine Begleiter wegen eines heftigen Schneesturms nicht bis auf den Gipfel kamen, war es ihnen doch gelungen, eine Höhe von etwa 5892 Metern zu erreichen, also bei weitem höher als der Mont Blanc. Tatsächlich hatte sich Humboldt viel wichtigere Verdienste in Hinblick auf die Erforschung der Anden erworben als nur die Besteigung des Chimborazo. Seine Forschungsreisen dort dauerten etwa zwei Jahre, von denen er sechs Monate lang das Gebiet von Quito erkundete und barometrische und trigonometrische Messungen auf allen größeren Vulkanen der Region vornahm, etwa dem Pichincha, dem Cotopaxi, dem Antisana, dem Tungurahua und dem Iliniza. Humboldt revidierte nicht nur die geographischen Kenntnisse von dieser Bergregion, indem er neue Messdaten zusammentrug, die in die zeitgenössischen Atlanten Eingang fanden, sondern machte auch seismologische Beobachtungen und sammelte gemeinsam mit Bonpland Exemplare einer großen Zahl von Pflanzen. In der öffentlichen Meinung aber erlangte die Besteigung des Chimborazo symbolische Bedeutung: Humboldt war der Mann, der den höchsten bis dahin von einem Menschen erstiegenen Punkt der Erde erreichte hatte.

In seinem Reisewerk *Voyage aux Régions Equinoxiales du Nouveau Continent* beschreibt Humboldt die schwierige Besteigung nicht; er tat dies erst viele Jahre später.¹⁷ Dennoch ist der Chimborazo ein wesentlicher Bestandteil des ersten Bandes, den er über seine amerikanische Reise veröffentlichte, nämlich des *Essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau physique des régions équinoxiales*, gedruckt zwischen 1805 und 1807 und gewidmet den beiden französischen Botanikern Antoine Laurent de Jussieu (1748-1836) und René Desfontaines (1750-1833).¹⁸ Das Hauptthema dieses Werkes sind die Veränderungen der Zusammensetzung der Vegetation in der Andenregion in Abhängigkeit von der Meereshöhe und von atmosphärischen Erscheinungen, die er mit Hilfe der besten Messinstrumente seiner Zeit erforscht hatte. Seine Beobachtungen fasste er in einer einzigen, von Chimborazo und Cotopaxi beherrschten Abbildung zusammen; die gesammelten Daten ergeben auf diese Weise ein

großes Schaubild, ein „tableau physique“, das die Verwirklichung seines wichtigsten Forschungszieles zeigt.

Am Schluss desselben Buches veröffentlichte Humboldt eine Tabelle und eine Liste der höchsten damals bekannten Berge der Erde, die natürlich mit dem Chimborazo beginnt. Auf denselben Seiten berichtet er, dass Horace Bénédict de Saussure (1740-1799) den Gipfel des 4775 Meter hohen Mont Blanc erreicht hatte, dass er selbst bei der abgebrochenen Besteigung des Chimborazo bis auf 5892 Meter gelangt sei und schließlich, dass Joseph Louis Gay-Lussac (1778-1850) am 16. September 1804 beide übertroffen habe, indem er mit einer Montgolfiere in eine Höhe von 7016 Metern aufgestiegen war.¹⁹ 1810 gab Humboldt bei der Veröffentlichung der beiden hier als Abbildung 3 und 4 wiedergegebenen Tafeln die folgende kurze Beschreibung des Chimborazo:

Tafel XXV zeigt den Chimborazo so, wie wir ihn nach einem besonders heftigen Schneefall am 24. Juni 1802 sahen, am Tag unmittelbar nach unserer Exkursion zum Gipfel. [...]

Nur die Reisenden, die die Gipfel des Mont Blanc und des Monte Rosa von Nahem gesehen haben, sind fähig, den Charakter dieser imposanten, ruhigen und majestätischen Szene zu erfassen. Die Masse des Chimborazo ist so gewaltig, dass der Teil, den das Auge auf einmal erfassen kann, nahe der Grenze der Region des ewigen Schnees, 7000 Meter in der Breite misst. Die Schichten extrem dünner Luft, durch die man die Andengipfel sieht, tragen viel zum Gleißeln des Schnees und zum magischen Effekt seiner Lichtreflexe bei. In den Tropen, in einer Höhe von 5000 Metern, nimmt das blaue Himmelsgewölbe eine indigoartige, violette Schattierung an. Die Umrisse des Berges heben sich von dieser reinen und durchsichtigen Atmosphäre ab, während die unteren Luftschichten, die auf einer graslosen, die einstrahlende Wärme reflektierenden Ebene ruhen, dunstig sind und die letzten ebenen Zonen des Landstrichs zu verhüllen scheinen.

Das Plateau von Tapia, das sich nach Osten bis an den Fuß des El Altar und des Condorasto ausdehnt, liegt auf 3000 Metern Höhe. Seine Höhe entspricht beinahe der des Canigou,

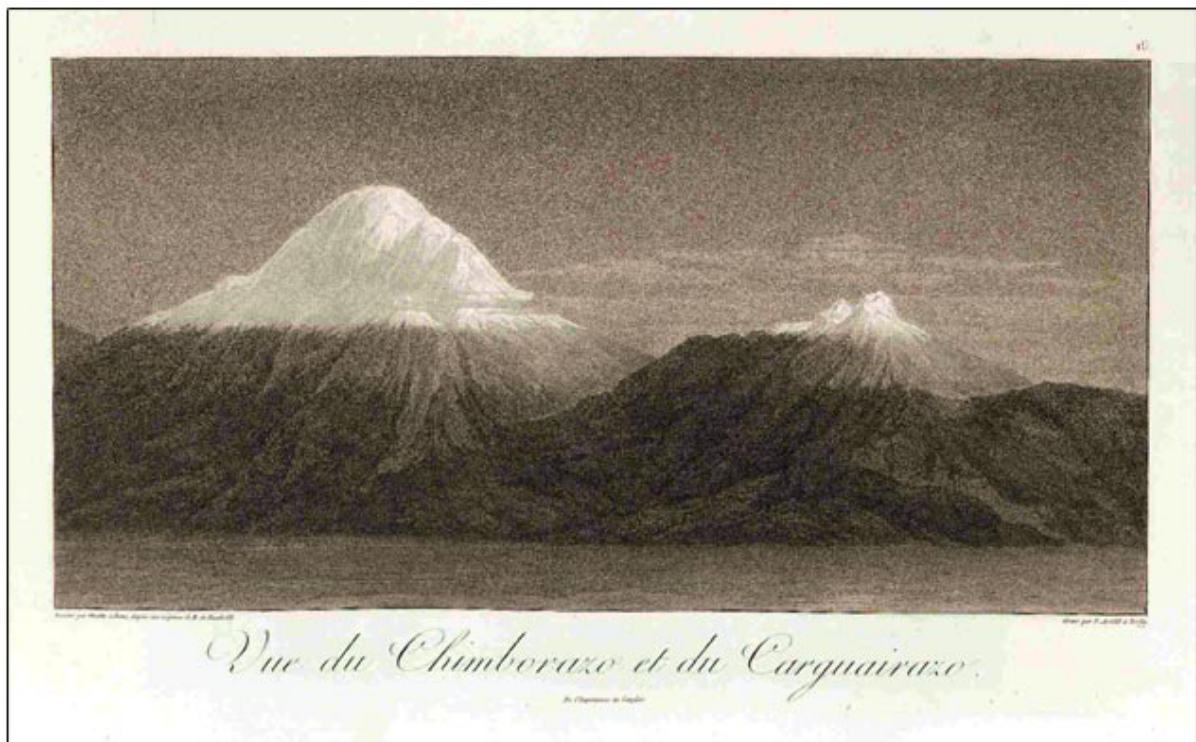


Abb. 3. *Vue du Chimborazo et du Carguairazo* nach der Tafel 16 (22,1 x 37,2 cm), gezeichnet von Wilhelm Friedrich Gmelin (1760-1820) in Rom auf der Grundlage einer Zeichnung von Humboldt, gestochen von Friedrich Arnold (†1809) aus Berlin, gedruckt bei Langlois und herausgegeben in der Reihe *Voyage de Humboldt et Bonpland* von A. von Humboldt in dem Band *Atlas pittoresque. Vues des Cordillères, et monumens des peuples de l'Amérique*. Planches. Paris: chez F. Schoell, 1810.

einem der hohen Berge in den Pyrenäen. Auf der trockenen Ebene wachsen einzelne Exemplare des peruanischen Pfefferbaums (*schinus molle*) und Kakteen, Agaven und Pflanzen der Gattung Molina. Im Vordergrund sieht man Lamas (*camelus lacma*), nach der Natur gezeichnet, und Gruppen von Indios, die auf dem Weg zum Markt von Lican sind. Die Abhänge des Berges zeigen jene Abstufung der Vegetation, der ich in meinem Tableau de la Géographie des Plantes nachzugehen versucht habe und die man an der östlichen Flanke der Anden verfolgen kann – von den undurchdringlichen Palmenwäldern bis zum ewigen Schnee mit seinem dünnen Saum aus flechtenartigen Pflanzen. In 3500 Metern Meereshöhe verlieren sich allmählich die holzigen Gewächse mit zähen, glänzenden Blättern. Die Zone der Sträucher wird von der der Gräser getrennt durch alpinen

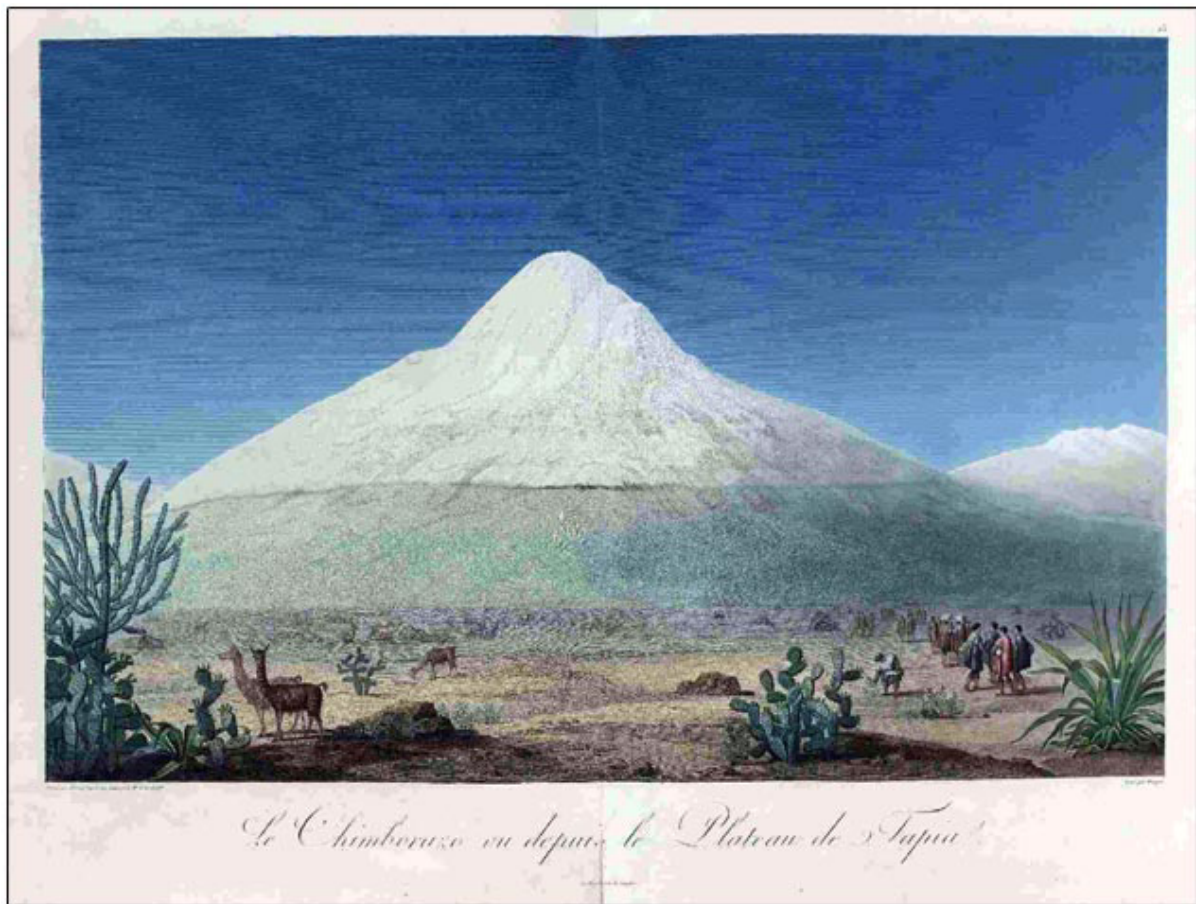


Abb. 4. *Le Chimborazo vu depuis le Plateau de Tapia* nach der Tafel 25 (50,8 x 68,5 cm), gezeichnet von Jean-Thomas Thibaut (1757-1826) auf der Grundlage einer Zeichnung von Humboldt, gestochen von Louis(?) Bouquet (1765-1814), gedruckt bei Langlois und herausgegeben in der Reihe *Voyage de Humboldt et Bonpland* von A. von Humboldt in dem Band *Atlas pittoresque. Vues des Cordillères, et monumens des*

Kräuter, durch Büschel von *Nerteria*, Baldriangewächsen, Steinbrech-Gewächsen (*saxifragae*) und Lobelien und kleine Labkrautgewächse (*cruciatae*). Die Gräser bilden eine sehr große Zone, die zeitweise schneebedeckt ist, aber immer nur für wenige Tage. Die Zone, die dort im Land der „pajonal“ genannt wird, erscheint aus der Ferne wie ein goldgelber Teppich. Seine Färbung kontrastiert in angenehmer Weise mit der darin verstreuten Schneeflächen. Sie rührt von den Stängeln und Blättern der Gräser her, die in Perioden großer Trockenheit von den Sonnenstrahlen versengt worden sind. Oberhalb des „pajonal“ befindet man sich im Reich der Flechten, die hier und dort auf porphyrtartigen, nicht von Humus bedeckten Felsen wachsen. Weiter oben bildet der Rand des Eises die Grenze des organischen Lebens.

So überwältigend die Höhe des Chimborazo auch sein mag, so liegt sein Gipfel doch um vierhundertfünfzig Meter niedriger als der Punkt, an dem Monsieur Gay-Lussac bei seiner denkwürdigen Reise in die Luft, Experimente durchgeführt hat, die in gleicher Weise wichtig für die Meteorologie und die Erkundung des Magnetismus sind. Bei den Eingeborenen der Provinz Quito gibt es eine Überlieferung, nach der ein Berg am Ostrand der Anden, der heute den Namen „Der Altar“ (El Altar) trägt, im 15. Jahrhundert teilweise in sich zusammengestürzt und früher noch höher als der Chimborazo gewesen sei. Der höchste Berg, von dem uns englische Reisende aus Bhutan berichten, der Soumounang, ist nur 4419 Meter (2268 Toisen) hoch; jedoch versichert Colonel Crawford, der höchste Gipfel der tibetischen Kordillere sei mehr als 25.000 englische Fuß oder 7617 Meter (3909 Toisen) hoch. Wenn diese Angabe auf einer genauen Messung beruht, dann ist einer der Berge Zentralasiens 1090 Meter höher als der Chimborazo. In den Augen des wahren Geologen, der sich mit dem Studium der Gesteinsformationen beschäftigt und daran gewöhnt ist, die Natur in großem Maßstab zu sehen, ist die absolute Höhe der Berge ein Phänomen von geringer Bedeutung: Es wird ihn kaum überraschen, wenn man in der Folgezeit in irgendeinem Teil der Welt einen Berg entdeckt, dessen Höhe selbst die des Chimborazo übertrifft, so wie die höchsten Gipfel der Alpen den Kamm der Pyrenäen übersteigen.²⁰

4. Goethe und Humboldt

Zum ersten Mal begegneten sich Humboldt und Goethe 1794, als Alexander seinen Bruder Wilhelm (1767-1835) in Jena besuchte, der ihn Friedrich Schiller (1759-1805) und Goethe vorstellte, mit dem er sich mehrmals über Botanik und Zoologie unterhielt. In den folgenden Jahren kam es zu weiteren Begegnungen, Briefwechseln und gegenseitigen Zitaten in ihren Werken. Ihre Sympathie für die Vorstellung einer grundsätzlichen Einheit der Natur trotz aller Vielfalt der Erscheinungen scheint die beiden verbunden zu haben, ebenso wie die große Bedeutung, die sie komparativen Studien für die Naturforschung beimaßen, wenn auch Goethes Vorliebe der morphologischen Analyse galt, während Humboldt die auf Messung und Quantifizierung beruhende Analyse bevorzugte. Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nahmen allerdings aus ideologischen Gründen die Beziehungen zwischen Goethe und Humboldt in der Sekundärliteratur breiten Raum ein, und die beiden wurden zu den Koryphäen der deutschen Literatur und Wissenschaft stilisiert. In Wirklichkeit war ihr Verhältnis aber – verglichen mit ihren jeweiligen Beziehungen zu anderen Wissenschaftlern und Schriftstellern – von relativ geringer Intensität und kaum von wecrupkhelseitiger Anregung geprägt.²¹ Auch darf man in diesem Zusammenhang nicht vergessen, dass zum einen Humboldt vor allem Kontakte zur französischen Wissenschaft pflegte und den Großteil seiner Werke auf Französisch schrieb; und zum anderen standen die beiden in Fragen der Geologie in gegnerischen Lagern, da Goethe ein Neptunist war, während sich Humboldt insbesondere aufgrund seiner Beobachtungen an den Andenvulkanen zum Plutonisten gewandelt hatte. Es gibt jedoch einige Aspekte des Verhältnisses zwischen Goethe und Humboldt, die vor allem wegen der Rolle in Erinnerung gerufen zu werden verdienen, die Berge darin spielen.

Schon in der zeitgenössischen Presse wurde über Humboldts Expedition berichtet, meist aus Briefen, die Humboldt, wann immer es ihm möglich war, nach Europa schickte, vor allem an seinen Bruder. Unter den Zeitschriften, die solche Meldungen druckten, waren auch die *Allgemeinen geographischen Ephemeriden*, die in Weimar von einer vielseitigen und umtriebigen Persönlichkeit herausgegeben wurden: Friedrich Justin Bertuch (1747-1822). Wir wissen, dass Goethe diese Meldungen las und dass Wilhelm von Humboldt ihm schon im Juni 1805 berichtete, Alexander habe ein Werk über die Geographie der Pflanzen an ihn abgeschickt.²² In der Zwischenzeit verfasste Goethe eine günstige Besprechung des Vortrages *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse*, den Alexander von Humboldt am 30. Januar 1806 in einer öffentlichen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin gehalten hatte.²³ Möglicherweise veranlasste gerade diese Besprechung Humboldt dazu, Goethe die deutsche Ausgabe seines *Essai sur la géographie des plantes* zu widmen, während die französische Erstausgabe ja zwei Botanikern aus Frankreich gewidmet war.²⁴ Die Ausgabe wurde Anfang 1807 gedruckt und

trägt den Titel *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer*. Goethe erhielt am 16. März ein Exemplar mit der von Bertel Thorwaldsen (1770-1844) entworfenen Widmungsseite, aber ohne die Bildtafel, die zu dem Buch gehören sollte, jedoch offenbar noch nicht fertig war (Abb. 5).

In einem Brief vom 3. April²⁵ dankt Goethe Humboldt für das Geschenk und die Widmung („Ich weiß gewiß den Werth eines solchen Andenkens zu schätzen [...]“); dann berichtet er:

„Ich habe den Band schon mehrmals mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen, und sogleich,

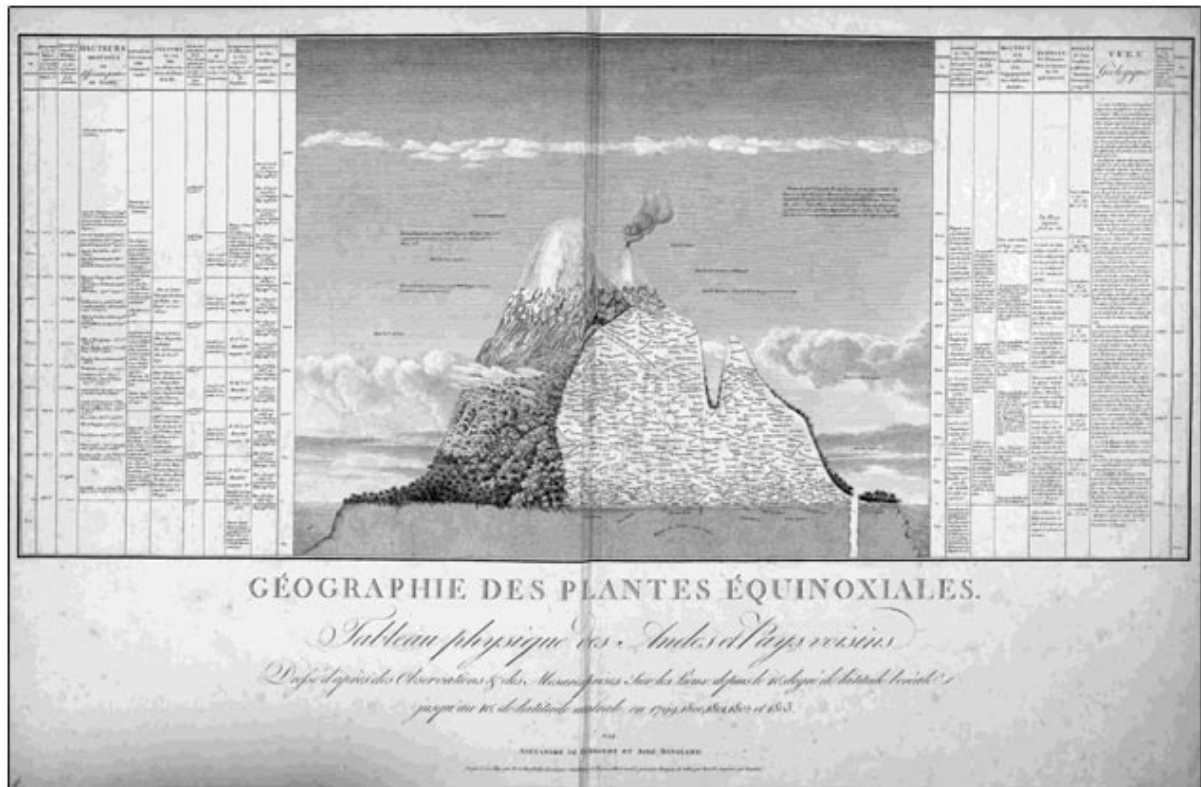


Abb. 5. *Géographie des plantes équinoxiales*, die große Bildtafel zum *Essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau physique des régions équinoxiales* (Paris: chez Fr. Schoell; Tübingen: chez J. G. Cotta 1805/7) von Alexander von Humboldt. Sie beruht auf einer Zeichnung Humboldts, der auch den Text redigierte; gezeichnet 1805 von Lorenz Adolf Schönberger (1768-1847) und Pierre Jean François Turpin (1775-1840) in Paris, gestochen von Louis(?) Bouquet (1765-1814) (Bildelemente) und von Claude

in Ermanglung des versprochenen großen Durchschnittes, selbst eine Landschaft phantasirt, wo [...] die Höhen der europäischen und americanischen Berge gegen einander gestellt sind [...]. Ich sende eine Copie dieses halb im Scherz, halb im Ernst versuchten Entwurfs und bitte Sie, mit der Feder und mit Deckfarben nach Belieben hinein zu corrigiren, auch an der Seite etwa Bemerkungen zu machen und mir das Blatt bald möglichst zurückzusenden. Denn die [...] Unterhaltungen am Mittwoch, bey welchen ich unserer verehrten regierenden Herzogin, der Prinzeßin und einigen Damen bedeutende Gegenstände der Natur und Kunst vorzulegen pflege, haben wieder ihren Anfang genommen, und ich finde nichts interessanteres und bequemerer, als Ihre Arbeiten dabey zum Grunde zu legen und das Allgemeinere, wie Sie es ja schon selbst thun, anzuknüpfen.“²⁶

In Wirklichkeit hatte er den Damen aber bereits am 1. April von Humboldts Überlegungen berichtet und ihnen dabei seine Skizze gezeigt, womit er großes Interesse auslöste, wie beispielsweise eine Äußerung von Charlotte von Schiller (1766-1826) belegt: „Die neue welt ist viel höher als die Alte, eine Sinn-

reiche Anschauung der Höhen hat G. in einer erfundenen Landschaft gegeben, u. die Höhen der Berge des Alten und neuen Continents bestimmt.“²⁷ Es ist nicht bekannt, ob Humboldt auf Goethes Bitte geantwortet hat, zumindest aber traf die große Bildtafel zu den *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen* am 5. Mai 1807 in Weimar ein.²⁸

Einige Jahre später erfuhr Bertuch, stets auf der Suche nach neuen graphischen Darstellungsformen für Kinderbücher oder für Werke für Erwachsene, von Goethes Zeichnung. Er muss Goethe davon überzeugt haben, dass es sinnvoll sei, sie zu veröffentlichen, weil sie ihm, wie er später schrieb, „angenehmer und nützlicher“ erschien als die große Tafel des Schweizer Kupferstechers Christian von Mechel (1737-1818), der zuerst in Paris gearbeitet hatte, aber während der Revolution nach Berlin übersiedelt und dort Mitglied der Kunstakademie geworden war.²⁹ Und so publizierte Bertuch 1813 eine Humboldt gewidmete, auf Goethes Zeichnung beruhende Tafel (Abb. 6), der ein kurzes Vorwort und eine von Goethe verfasste Erläuterung beigegeben war.³⁰ Die Tafel zeigt unter anderem de Saussure auf dem Mont Blanc, Humboldt auf dem Chimborazo und die Montgolfiere von Gay-Lussac. Sie war so erfolgreich, dass Bertuch davon zwei Separatdrucke herausgab, einen in Sepia und einen kolorierten; in Frankreich erschien ein Farbdruck mit einigen von Humboldt selbst angeregten Veränderungen.³¹



Abb. 6. *Höhen der alten und neuen Welt, bildlich verglichen*, Bildtafel (31 x 38,6 cm) auf der Grundlage einer Zeichnung von Goethe, gewidmet Alexander von Humboldt und veröffentlicht von Friedrich Justin Bertuch.

5. Goethe und Kolbe

Von Heinrich Christoph Kolbe³² stammen zwei Originalportraits Goethes und zahlreiche Ausschnittdarstellungen seines Kopfes, wie er in dem hier als Abbildung 1 gezeigten Gemälde erscheint. Der in Düsseldorf geborene Kolbe war Zeichenlehrer an der Kunstakademie in Bonn, als er Anfang 1822 mit Empfehlungen von Eduard Joseph d'Alton (1772-1840) nach Weimar reiste, um eine Reihe von Portraits auszuführen.³³ Goethe kannte Kolbe damals schon seit langer Zeit, und zwar seit dieser 1799 – zusammen mit einem anderen Teilnehmer – den Preis eines vom Verein der Weimarer Kunstfreunde veranstalteten Wettbewerbs gewonnen hatte.³⁴ In der Folgezeit ermutigte er Kolbe wiederholt und blieb in brieflichem Kontakt mit ihm, als dieser sich zeitweilig in Paris niederließ, um seine künstlerische Ausbildung fortzusetzen. In Weimar malte Kolbe zwei große Portraits des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar (1757-1828), von denen eines für Goethe selbst bestimmt war, und ein Portrait des Weimarer Kanzlers Friedrich von Müller (1779-1849), der zu Kolbes Bewunderern zählte.³⁵ Wir wissen, dass nach verschiedenen Verhandlungen und Treffen Kolbe am 2. Mai ein erstes Portrait Goethes begann, das er am 14. Juni vollendete, als er noch einige letzte Veränderungen vornahm.³⁶ Es handelt sich bei dieser Darstellung um ein Brustbild, das Goethe in Frontalansicht zeigt. Um den Hals trägt er das Kreuz des österreichisch-kaiserlichen Leopolds-Ordens und rechts auf der Brust den dazu gehörigen Ordensstern, auf dem linken Revers des Fracks das Kreuz der napoleonischen Ehrenlegion und links auf der Brust der Stern des Sachsen-Weimarischen Ordens vom weißen Falken – ein offizielles Portrait also, jedoch in dem realistischen Stil, den Kolbe in Frankreich erlernt hatte.³⁷ Goethe berichtete d'Alton, dass das Bildnis „den Beyfall der nächsten, immer schwer zu befriedigenden Freunde“ gefunden habe.³⁸

In einer Notiz über ein Gespräch mit Goethe am 22. Mai 1822 erwähnt Kanzler von Müller bereits die Idee zu einem zweiten Goethe-Portrait von Kolbe für die Universitätsbibliothek Jena.³⁹ Am 16. Oktober 1822 notierte Goethe dann in seinem Tagebuch: „Überlegung wegen des zweyten Kolbischen Portraits.“⁴⁰ Die Forschung ist sich einig in der Annahme, dass der Tagebucheintrag Goethes in Zusammenhang mit der Absicht des Großherzogs Carl August zu sehen ist, der Universitätsbibliothek Jena ein Goethe-Bild zu schenken, und dass Kolbe den Auftrag dazu erhalten sollte.⁴¹ Außerdem scheint aus einem Brief von d'Alton an Goethe vom 3. September 1822 hervorzugehen, dass Kolbe nicht völlig zufrieden mit seinem ersten Portrait war, während er sich „ganz entzückt“ von der Pose zeigte, die Christian Daniel Rauch (1777-1857) 1820 für seine Gipsbüste Goethes gefunden hatte.⁴² Auf den Lehrstuhl für Malerei an der Kunstakademie seiner Heimatstadt Düsseldorf berufen⁴³, begann er im Februar 1824 mit einem Brustbild nach Rauchs Büste als Vorstudie zu einem ganzfigurigen Goethe-Bildnis⁴⁴, das er 1826 vollendete.

Am Abend des 5. August 1826, einem Samstag, besuchte der Kanzler von Müller gemeinsam mit seinem Vater und seiner Tochter Kolbe in Pempelfort, damals einem ländlichen Vorort Düsseldorfs, in dem Intellektuelle und Künstler wohnten. Er vermerkte in seinem Tagebuch: „Goethes lebensgroßes [sic] Bild [...] entzückte uns.“⁴⁵ Einige Tage später sah er das Bild erneut, diesmal in Begleitung anderer Personen, bei denen es ebenfalls „Entzücken“ auslöste.⁴⁶ Am 16. August schrieb er Goethe darüber in überschwänglichem Ton und sang ein Loblied auf Kolbe.⁴⁷ Einem anderen Briefpartner berichtete er Anfang Oktober, dass das Bild Goethe im Moment seines Abschieds aus Italien darstelle. Es sei „trefflich gemahlt und sehr gut getroffen. Goethe zeichnet, dichterisch schaffend, eben die Worte ‚Nicht vorbei, es muß erst frommen‘⁴⁸ in seine offne Schreibtäfel ein.“⁴⁹ (Abb. 7, s. nächste Seite).

Nicht alle mögen jedoch so begeistert gewesen sein wie Kanzler von Müller. Vielmehr scheinen einige Betrachter eine gewisse Bestürzung über ein so ungewöhnliches Portrait empfunden haben. Einstweilen organisierte von Müller den Transport des Gemäldes nach Weimar, wo es einige Tage gezeigt werden sollte, bevor man es zur jährlichen Ausstellung der dortigen Kunstakademie nach Berlin weitergeschickte. Die Kiste mit dem Bild traf am 14. September 1826 in Weimar ein, wurde in die Bibliothek gebracht und in Goethes Anwesenheit geöffnet.⁵⁰ Die Reaktion der Anwesenden hat dieser selbst überliefert: Am folgenden Tag, dem 15. September, schrieb er an Johann Heinrich Meyer (1759-1832):

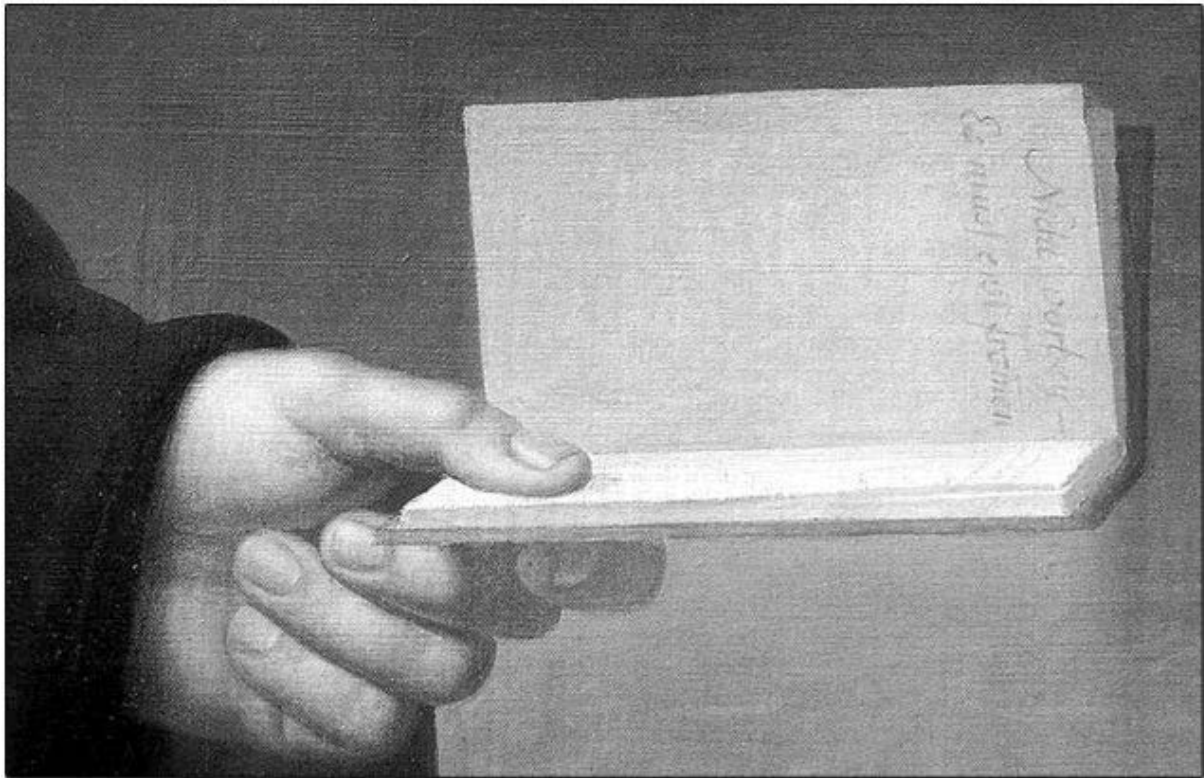


Abb. 7. Heinrich Christoph Kolbe, *Johann Wolfgang von Goethe*, 1826, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Jena; Ausschnitt mit dem Vers „Nicht vorbei – Es muss erst frommen“.

Ich weiß nicht, ob Ihnen schon gesagt worden, daß Herr Kolbe von Düsseldorf mein Porträt in Lebensgröße hierher schicken würde; der Herr Kanzler war entzückt davon, mir aber konnte die Beschreibung kein rechtes Zutrauen einflößen. Nun ist es da, und ich für meine Person finde es nicht erfreulich; andere sehen es wenigstens zweifelnd an und mögen sich nicht gern darüber äußern.⁵¹

Es mag sein, dass Kolbes Bild nicht dem klassizistischen Kanon entsprach, den Goethe bei seiner Selbststilisierung bevorzugt zu haben scheint. Es verdient aber festgehalten werden, dass dies sein persönliches Verhältnis zu Kolbe nicht beeinträchtigte, das auch in der Folgezeit sehr herzlich blieb.⁵²

Aus Weimar wurde das Portrait zur Akademieausstellung nach Berlin gebracht, die am 24. September begann.⁵³ Es scheint dort nicht viel Zustimmung gefunden zu haben. Insbesondere dürfte Kolbe dafür kritisiert worden sein, dass er Goethes Züge nicht nach dem Leben, sondern nach Rauchs Gipsbüste gemalt habe. Betrachter des als Vorstudie entstandenen Brustbildes, das sich später im Besitz des Kanzlers von Müller befand, waren allerdings so begeistert, dass sie schrieben: „Goethe ist hier ganz getroffen, wie er leibt und lebt, was bei allen übrigen Abbildungen, die ich bisher gesehen, nicht der Fall ist.“⁵⁴ Aus Berlin kehrte das Bild nach Weimar zurück und wurde 1831 an seinen endgültigen Bestimmungsort nach Jena in die dortige Universitätsbibliothek gebracht, an deren Reorganisation Goethe so großen Anteil gehabt hatte.⁵⁵

6. Humboldt und Schrader

Dass Alexander von Humboldt und Julius Schrader das von Kolbe stammende Goethe-Portrait gesehen haben, ist nicht sicher, aber wahrscheinlich. Humboldt nämlich war im September 1826 in Berlin, um seine endgültige Rückkehr aus Paris vorzubereiten, die dann im Frühjahr 1827 erfolgte.⁵⁶ Bedenkt man

Humboldts großes Interesse für die Kunst, scheint die Annahme berechtigt, dass er die Akademieausstellung besuchte. Er dürfte Kolbes Gemälde aufmerksam betrachtet haben, nicht nur, weil er den Portraitierten gut kannte, sondern auch, weil das Bild den Vesuv zeigt, den Humboldt am 12. August 1805 gemeinsam mit Leopold von Buch (1774-1853) und Gay-Lussac und noch mindestens drei weitere Male zwischen 22. November und 1. Dezember 1822 bestiegen hatte.⁵⁷ Es sei auch daran erinnert, dass Humboldt im Dezember 1826 Carl August und Goethe in Weimar besuchte⁵⁸, wohin das Portrait aus Berlin zurück gebracht worden war. Aber auch in Jena könnte Humboldt das Bild gesehen oder wiedergesehen haben, als er dort 1836 vor der XIV. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte einen Anfangsabschnitt aus dem entstehenden *Kosmos* vortrug.⁵⁹ Was andererseits Schrader betrifft, so ist darauf hinzuweisen, dass er mehrere Jahre lang an der Düsseldorfer Kunstakademie studierte, allerdings erst ab 1838, also nach Kolbes Tod 1836.⁶⁰ Es ist möglich, wenn auch nicht nachweisbar, dass er während seiner Zeit in Düsseldorf die verkleinerte Kopie des Goethe-Bildnisses sah, die Kolbe selbst angefertigt hatte.⁶¹

Schrader, seit 1852 Professor an der Kunstakademie in Berlin, malte zwischen 1856 und 1859 insgesamt drei Originalportraits von Humboldt. Das erste ist ein Brustbild, auf dem Humboldt zwei Orden trägt: um den Hals den preußischen Orden Pour Le Mérite für Wissenschaften und Künste, dessen Kanzler er war, und links an seinem Frack den preußischen Orden vom Schwarzen Adler. Das zweite Schrader-Portrait ist ein Großformat; es zeigt Humboldt in seinem Arbeitszimmer, stehend in Ganzfigur, leicht an einen Tisch voller Bücher und Landkarten gelehnt und wiederum mit den beiden erwähnten Orden um den Hals und auf der Brust.⁶² Das letzte der drei Bilder ist das hier als Abbildung 2 wiedergegebene. Von diesem Portrait weiß man nur, dass Schrader es in den letzten Lebensmonaten Humboldts ausführte, dass es von einem Mitglied der Familie Havemeyer aus Berlin in Auftrag gegeben worden war und später im Erbweg an den New Yorker Industriellen Henry Osborne Havemeyer (1847-1907) gelangte, der es im April 1889 dem Metropolitan Museum of Art in New York schenkte.⁶³

Hinter der altersgebeugten Figur Humboldts sind auf dem Bild zwei Berge zu sehen: vom Betrachter aus gesehen links der Chimborazo und rechts der Carguairazo – ein deutliches Zitat zweier 1810 veröffentlichter Abbildungstafeln aus Humboldts *Voyage* (Abb. 3, 4). Von wem stammte die Idee, als Hintergrund für das Portrait einen für Humboldts wissenschaftliche und persönliche Biographie so bedeutsamen Gebirgszug zu wählen? Wahrscheinlich von Humboldt selbst. Nicht nur zeigen ihn nämlich auch eine Reihe anderer Portraits als Forschungsreisenden vor einer Gebirgskulisse.⁶⁴ Ebenso legt eine von Otto von Bismarck (1815-1898) überlieferte, ziemlich respektlose Anekdote nahe, dass Humboldt im Alter von Bergen geradezu besessen war oder dass sie jedenfalls seinen bevorzugten Gesprächsstoff darstellten. Bismarck erzählt nämlich, dass Humboldt stets im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen wollte, wenn er bei Hofe war; er habe ununterbrochen geredet und sei sehr ärgerlich geworden, wenn man ihn nicht beachtete. Einmal war ein anderer Gast zugegen, dem alle interessiert zuhörten. Humboldt wollte die Aufmerksamkeit auf sich lenken, stand auf und begann mit den Worten „Auf dem Gipfel des Popocatepetl“. Als er sah, dass niemand ihm zuhörte, setzte er erneut an: „Auf dem Gipfel des Popocatepetl, 7000 Toisen über“ – wiederum erfolglos, weshalb er zum dritten Mal und mit lauter Stimme begann „Auf dem Gipfel des Popocatepetl, 7000 Toisen⁶⁵ über der Meeresfläche“. Immer noch wollte ihm niemand zuhören, und Humboldt habe sich wütend gesetzt, sei in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschen auch bei Hofe versunken und bald darauf gegangen.⁶⁶

Bismarck benutzt diese ebenso glaubwürdige wie demütigende Anekdote, um Humboldt zu diskreditieren, der in liberalen Kreisen hohes Ansehen genoss und von ihnen als einer ihrer Parteigänger reklamiert wurde. In Wahrheit, so Bismarck, sei er „ein nach Fürstengunst haschender Mensch“ gewesen, „der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien“. In unserem Zusammenhang allerdings bestätigt diese Episode – ebenso wie viele andere Hinweise, die hier angeführt werden könnten – , welchen Wert Humboldt auf die Verknüpfung seines Rufes als Wissenschaftler mit dem Thema „Berge“ gelegt hat. Tatsächlich hat er nicht nur viele von ihnen bestiegen, sondern mit dem Aufstieg auf den Chimborazo einen für Jahrzehnte gültigen Rekord aufgestellt, worauf er sehr stolz war: „Ich habe mir mein Leben lang etwas darauf eingebildet, unter den Sterblichen derjenige zu sein, der am höchsten in der Welt gestiegen ist – ich meine am Abhang eines Berges, am Abhang des Chimborazo!“⁶⁷

7. Abschließende Überlegungen

Während nichts dafür spricht, dass die Idee des Neapel-Panoramas mit Vesuv in Kolbes Gemälde von Goethe selbst stammt, ist es wahrscheinlich, dass es Humboldt war, der Schrader den Chimborazo als Hintergrund für sein Portrait vorschlug. Ebenso ist anzunehmen, dass Schrader – möglicherweise auch auf Anregung und mit Zustimmung Humboldts – Aufbau und Komposition des Kolbe-Bildes imitiert hat, denn die kompositorischen Ähnlichkeiten zwischen beiden Gemälden sind zu zahlreich, um auf bloßem Zufall zu beruhen. So sind etwa, wie bereits bemerkt wurde, beide Bildnisse in Bezug auf den Hintergrund bewusst anachronistisch und verweisen auf weit zurückliegende Abschnitte im Leben der Portraitierten. Auch steht ihre Kleidung in beabsichtigtem Widerspruch zu den Hintergrundmotiven: Goethe und Humboldt tragen keine Reisekleidung, sondern einen schwarzen Frack und einen schwarzen Mantel, der bei Goethes um seine Gestalt drapiert ist und bei Humboldt auf dem Fels hinter ihm liegt. Und es gibt weitere Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen, die Erwähnung verdienen.

Sowohl Schrader als auch Kolbe haben offizielle Portraits von Goethe und Humboldt gemalt, auf denen sie zum Frack ihre Orden tragen. In den beiden hier besprochenen Bildnissen fehlen diese Orden, ja, sie sind sogar mit Absicht weggelassen worden. Denn in ihnen werden die beiden Männer nicht mehr durch die gesellschaftlichen Ehrungen gekennzeichnet, die ihnen verliehen worden sind, sondern durch ihre Werke – in den Bildern symbolisiert von Stift und Notizheft in ihren Händen und vom Hintergrund. Außerdem tragen beide Personen, obwohl unter freiem Himmel, keine Kopfbedeckung: Goethes Hut liegt neben einem antiken Säulenstumpf, Humboldts auf dem Fels hinter ihm.

Goethe wird in einem Augenblick poetischer Inspiration gezeigt, inmitten einer Landschaft, die mit Meer und rauchendem Vesuv, mediterraner Vegetation, bewölktem Himmel und Ruinen aus der von ihm so geliebten Antike auf die *Italienische Reise* verweist; er hat sich für einen Moment abgewendet, sein Haar weht aufgelöst im Wind, und er notiert die Worte „Nicht vorbei – Es muss erst frommen.“ Humboldt dagegen erscheint in erhabener Höhe, auf der Hochebene von Tapia, unter blauem Himmel, vor dem sein weißes Haar einen Kontrapunkt bildet zum schneebedeckten Gipfel des Chimborazo: eine Ikone seiner Persönlichkeit als Mensch und als Forscher, eine Versinnbildlichung seines wissenschaftlichen Programms, die den Verfasser von *Kosmos* nicht besser und unmittelbarer kennzeichnen könnte.

Ihrem Bild in der Öffentlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts entsprechend werden somit Goethe und Humboldt gleichermaßen und durch dieselbe analoge und verklärende Kompositionsformel, die sie in eine Natur hineinstellt und zugleich aus ihr entrückt, deren Günstlinge und deren Interpreten sie waren, zu Repräsentanten der deutschen Literatur und Wissenschaft erhoben.

* * *

Endnoten

Anm. Goethes' Werke werden zitiert nach der Weimarer Ausgabe (WA): *Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen*. Weimar: Böhlau, 1887-1919 (unveränderter Nachdruck der 143 Bände: München: dtv, 1987. Im selben Verlag erschienen die *Nachträge zur IV. Abteilung*, hg. von Paul RAABE in drei Bänden). Die römische Ziffer bezeichnet die Abteilung, die danach folgende arabische den Band, danach – durch Doppelpunkt getrennt – die Seitenangabe.

1 Vgl. *La ragione e il metodo. Immagini della scienza nell'arte italiana dal XVI al XIX secolo*. Hg. v. BONA CASTELLOTTI, MARCO, GAMBA, ENRICO und MAZZOCCA, Fernando. Milano: Electa, 1999; KANZ, Roland: *Dichter und Denker im Portrait: Spurengänge zur deutschen Portraitkultur des 18. Jahrhunderts*. München: Dt. Kunstverlag, 1993 (= Kunstwissenschaftliche Studien 59), S. 25-31.

2 WA I, 30: 278.

3 WA I, 31: 12, 14.

- 4 WA I, 31: 18.
- 5 Ein Aquarell im Besitz des Museo di San Martino in Neapel zeigt eine stehende männliche Gestalt, die ihren Ellbogen auf eine antike Ruine stützt, vor dem Hintergrund des Golfs von Neapel und des Vesuvs. Das Aquarell ist wiedergegeben in PORZIO, Annalisa und CAUSA PICONE, Marina: *Goethe e i suoi interlocutori*. Neapel: Gaetano Macchiaroli editore, 1983, S. 179, 298, die eine mögliche Zuschreibung an Tischbein und die Identifikation des Dargestellten als Goethe diskutieren. Obwohl mir nicht bekannt ist, dass diese mögliche Zuschreibung von der Tischbein-Forschung aufgegriffen worden wäre, scheint sie mir nicht nur aus historischen Gründen plausibel, sondern auch aus stilistischen. Auffällig ist auch die Ähnlichkeit der dargestellten Person mit den Goethe zeigenden Skizzen in den Vorstudien für das berühmte Tischbein-Bild, das Goethe in der römischen Campagna zeigt.
- 6 WA I, 31: 19.
- 7 WA I, 31: 21-22.
- 8 WA I, 31: 22.
- 9 WA I, 31: 29-30.
- 10 WA I, 31: 31.
- 11 WA I, 31: 64-66
- 12 WA I, 31: 66.
- 13 WA I, 31: 66-67.
- 14 WA I, 31: 274-275.
- 15 Zur sehr komplizierten Bibliographie dieses Werks vgl. FIEDLER, Horst und LEITNER, Ulrike: *Alexander von Humboldts Schriften. Bibliographie der selbständig erschienenen Werke*. Berlin: Akademie Verlag, 2000, S. 70-342; zur Biographie Humboldts vgl. außerdem BRUHNS, Karl (Hg.): *Alexander von Humboldt: eine wissenschaftliche Biographie*. 3 Bde, Leipzig: Brockhaus, 1872; BECK, Hanno: *Alexander von Humboldt*. 2 Bde, Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1959; oder die knapperen Übersichten bei BOTTING, Douglas: *Alexander von Humboldt: Biographie eines großen Forschungsreisenden*. 3. Aufl. München: Prestel Verlag, 1982 und SCHLEUCHER, Kurt: *Alexander von Humboldt. Der Mensch, der Forscher, der Schriftsteller*. Darmstadt: Eduard Roether Verlag, 1984.
- 16 Vgl. BOTTING [wie Anm. 15], S. 185, 210-211.
- 17 HUMBOLDT, Alexander von: „Ueber zwei Versuche, den Chimborazo zu ersteigen“ in: *Jahrbuch für 1837*. Hg. v. H. C. Schumacher, S.176-206; und HUMBOLDT, Alexander von: „Notice sur deux tentatives d'ascension du Chimborazo“ in: *Annales de Chimie et de Physique*, vol. 69 (1838), S. 401-434. Die endgültige Fassung des Berichts in HUMBOLDT, Alexander von: *Kleinere Schriften*, Bd. 1. Stuttgart u. Tübingen: Cotta, 1853, S. 133-174, mit dem geänderten Titel „Ueber einen Versuch, den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen“.
- 18 Das Erscheinungsdatum dieses Werks ist ein bibliographisches Problem. Das innere Titelblatt hat die Angabe „1805“, das äußere „1807“, weshalb hier 1805-1807 angegeben wird. Verfasst und gedruckt wurde es aber mit Sicherheit vor dem Erscheinen der deutschen Ausgabe *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer*. Paris: Fr. Schoell; Tübingen: J. G. Cotta, 1807; vgl. hierzu FIEDLER u. LEITNER [wie Anm. 15], S. 234-247.
- 19 HUMBOLDT, Alexander von: *Essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau physique des régions équinoxiales*. Paris: Fr. Schoell; Tübingen: Cotta, 1805/7, S. 147-152.
- 20 HUMBOLDT, Alexander von (1810), *Voyage de Humboldt et Bonpland. Première partie, Relation historique. Atlas pittoresque. Vues des Cordillères, et monumens des peuples de l'Amérique*. Paris: chez F. Schoell, 1810, S. 200-202, hier in eig. Übersetzung aus dem Französischen; eine gedruckte deutsche Übersetzung des Textes zu dieser Tafel existiert bisher nicht, vgl. FIEDLER u. LEITNER [wie Anm. 15], S. 146.
- 21 RUPKE, Nicolaas: „Goethe und Alexander von Humboldt“ in: MITTLER, Elmar (Hg.): *„Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe“: Vorträge zur Ausstellung „Der Gute Kopf Leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*. Göttingen: Wallstein, 2000, S. 197-210.
- 22 NICKEL, Gisela: „Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen“. Eine Publikation Goethes in Bertuchs Verlag“ in: KAISER, G. R. und SEIFERT, S. (Hgg.): *Friedrich Justin Bertuch (1747-1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000, S. 673-689, hier S. 673.

- 23 HUMBOLDT, Alexander von: *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse*. Tübingen: in der Cotta'schen Buchhandlung, 1806.
- 24 RUPKE [wie Anm. 21], S. 200.
- 25 NICKEL [wie Anm. 22], S. 676 Anm. 14 weist darauf hin, dass der Brief zwar auf den 3. April datiert ist, jedoch wohl erst am 13. April abgeschickt wurde.
- 26 WA IV, 19: 296-299. Goethes Zeichnung befindet sich heute in der Sammlung der Stiftung Weimarer Klassik, Inventarnummer 2242. Eine gute Reproduktion in Farbe bietet der Ausstellungskatalog *Goethe und die Kunst*. Hg. v. SCHULZE, Sabine. Ostfildern: Hatje, 1994, S. 502 Nr. 329, allerdings mit fehlerhafter Angabe zum Standort, worauf NICKEL [wie Anm. 22], S. 675 Anm. 11 hinweist. Die an Humboldt gesandte Kopie befindet sich heute im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt, Inventarnummer 853; zu ihr vgl. NICKEL [wie Anm. 22], S. 676 Anm. 15.
- 27 GRUMACH, Renate (Hg.): *Goethe. Begegnungen und Gespräche*. Bd. 6: 1806-1808. Berlin: Walter de Gruyter, 1999, S. 241 mit der Datierung „Erinnerungen aus G. Unterhaltungen den 1 ten April 1817“.
- 28 NICKEL [wie Anm. 22], S. 676; ein Faksimile von Humboldts Tafel in Originalgröße bieten BECK, Hanno und HEIN, Wolfgang-Hagen: *Humboldts Naturgemälde der Tropenländer und Goethes ideale Landschaft*. Stuttgart: Brockhaus Antiquarium, 1989; dort auch Faksimilia von zwei auf Goethes Zeichnungen beruhenden Drucken.
- 29 MECHTEL, Christian von: *Explication du tableau des hauteurs principales du globe terrestre*. Berlin: Chez Simon Schropp, 1806; das Bertuch-Zitat in NICKEL [wie Anm. 22], S. 676.
- 30 BERTUCH, Friedrich Justin: „Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen“, in: *Allgemeine geographische Ephemeriden*, vol. 41 (1813), S. 3-8.
- 31 Eine Darstellung dieser Episode aus Goethes Sicht findet sich in WA I, 36: 8-9; Angaben zu den Separatdrucken bei NICKEL [wie Anm. 22], S. 680-681.
- 32 Eine ausführliche Studie über Kolbe und seine beachtenswerten Leistungen als Portraitist existiert nicht. Biographische Informationen bieten GAEDERTZ, Karl Theodor: *Goethe und Maler Kolbe. Ein deutsches Künstlerleben*. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Leipzig: Georg Wigand, 1900; SITT, Martina: *Auch ein Bild braucht einen Anwalt: Walter Cohen – Leben zwischen Kunst und Recht*. München: Deutscher Kunstverlag, 1994, S. 91-93; NARDMANN, Daniela: „Kolbe, Heinrich Christoph“, in: *Lexikon der Düsseldorfer Malerschule: 1819-1918*, hg. v. Kunstmuseum Düsseldorf im Ehrenhof und von der Galerie Paffrath, Düsseldorf. München: Bruckmann, 1998, Bd. 2, S. 265-268 (mit weiteren Literaturhinweisen).
- 33 WA IV, 36: 55, 345.
- 34 WA I, 36: 220.
- 35 Zu den beiden Portraits von Carl August vgl. WAHL, Hans: *Die Bildnisse Carl Augustus von Weimar*. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft, 1925, S. 30, 53, 54, sowie Abb. 39 und 40; das Portrait von Friedrich von Müller bei GAJEK, Bernhard und GÖTTING, Franz (Hg.): *Goethes Leben und Werk in Daten und Bildern*. Frankfurt am Main: Insel-Verlag, 1966, Abb. 475.
- 36 WA III, 8: 171, 191-192; GRUMACH, Ernst (Hg.): *Kanzler von Müller. Unterhaltungen mit Goethe*. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger, 1956, S. 297.
- 37 Zu diesem ersten Goethe-Portrait, von dem Kolbe selbst vermutlich vier Kopien hergestellt hat, vgl. BRASCH, Moritz: „Zu Goethe's 50jährigem Todestag“ in: *Illustrierte Zeitung*, Leipzig, 25. März 1882, Bd. 78, nr. 2021, S. 225-226; ROLLETT, Hermann: *Goethe-Bildnisse biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt*. Wien: Wilhelm Braumüller, 1883, S. 171, 172; ZARNCKE, Friedrich: *Kurzgefasstes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethe's Bildnis*. (Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, XI/1) Leipzig: S. Hirzel, 1888, S. 41-42; ZARNCKE, Friedrich: *Kleine Schriften*, Bd. 1: *Goetheschriften*. Leipzig: Eduard Avenarius, 1897, S. 64, 139, 142-143; GAEDERTZ [wie Anm. 32], S. 36-43; SCHULTE-STRATHAUS, Ernst: *Die Bildnisse Goethes*. München: Georg Müller Verlag, 1910, S. 64-65; MICHAELIS, Sabine: *Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Katalog der Gemälde*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1982, S. 70-71.
- 38 WA IV, 36: 77.
- 39 GRUMACH, E. [wie Anm. 36], S. 55; vgl. ZARNCKE 1888 [wie Anm. 37], S. 43.

- 40 WA III, 8: 251; vgl. ZARNCKE 1888 [wie Anm. 37], S. 43.
- 41 Zu Kolbes zweitem Goethe-Portrait, um das es in dieser Studie geht, vgl. BRASCH [wie Anm. 37], S. 225-226; ROLLETT [wie Anm. 37], S. 218-220; ZARNCKE 1888 [wie Anm. 37], S. 43-44; GAEDERTZ [wie Anm. 32], S. 44-51; SCHULTE-STRATHAUS [wie Anm. 37], S. 65-66; ZEITLER, Julius (Hg.): *Goethe-Handbuch*. 3 Bde. Stuttgart: J.B. Metzlersche Buchhandlung, 1916-18, Bd. 2, S. 369-370; WAHL, Hans: *Goethe im Bildnis*. Leipzig: Insel-Verlag, 1930, S. 42, 65; PORZIO u. CAUSA PICONE [wie Anm. 5], S. 148, 157; GÖRES, Jörn: „Goethes Beziehungen zu Düsseldorfer Künstlern“ in: KURZ, Gerhard (Hg.): *Düsseldorf in der deutschen Geistesgeschichte (1750-1850)*. Düsseldorf: Schwann, 1984, S. 289-297, hier S. 292; und den Bildkommentar von Gudrun Körner im Ausstellungskatalog *Goethe und die Kunst* [wie Anm. 26], S. 172. In Weimar befindet sich als Bleistiftzeichnung von Kolbes Hand ein Kniestück Goethes, der einen Frack trägt und in seiner rechten Hand einen Stift, in der linken ein Notizheft hält (ZARNCKE 1888 [wie Anm. 37], Tafel 5, Abb. III). Nach ZARNCKE 1888 [wie Anm. 37], S. 42-43 und SCHULTE-STRATHAUS [wie Anm. 37], S. 65-66 müsse diese Zeichnung als Entwurf zu Kolbes zweitem Goethe-Portrait gesehen werden. Meiner Ansicht nach weisen die Elemente ihrer Komposition allerdings eher auf eine Verbindung zum ersten Portrait. Außerdem wäre nicht zu erklären, wie eine Vorstudie für das zweite, von Kolbe vollständig in Düsseldorf angefertigte Bild nach Weimar gelangt sein sollte.
- 42 GAEDERTZ [wie Anm. 32], S. 44; Abbildungen der Büste Rauchs u.a. bei WAHL 1930 [wie Anm. 41], Abb. 58; GAJEK u. GÖTTING [wie Anm. 35], Abb. 469 und im Ausstellungskatalog von *Goethe und die Kunst* [wie Anm. 26], S. 184.
- 43 Nach seiner Berufung schrieb Kolbe am 9. Juli 1822 an das Ministerium und bat um einen Vorschuss auf sein Professorengeloh, um die Kosten für seine Übersiedelung nach Düsseldorf bezahlen zu können, vgl. Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Slg. Darmst. 2n 1825 (2): Kolbe, Heinrich.
- 44 GAEDERTZ [wie Anm. 32], S. 44f.; ZARNCKE 1888 [wie Anm. 37], S. 43-44 listet außer dem großen Gemälde, das hier als Abbildung 1 wiedergegeben ist, noch dessen verkleinerte Wiederholung durch Kolbe und fünf bis sechs Kolbe-Kopien des Brustbildes auf.
- 45 GRUMACH, E. [wie Anm. 36], S. 149.
- 46 GRUMACH, E. [wie Anm. 36], 150, 331.
- 47 WA IV, 41: 343.
- 48 Es handelt sich um einen Vers aus dem Festgedicht *Bei Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar. Maskenzug*, WA I, 16: 307. Das Gedicht wurde am 18. Dezember 1818 zu Ehren von Maria Feodorowna (1759-1828), der Witwe des Zaren Paul I. (1754-1801), vorgetragen. Goethe gebraucht das altertümliche Verb „frommen“ (= nutzen) öfter im Sinne von „Nutzen, Segen, Gewinn bringen; (geistig) förderlich sein“ (vgl. *Goethe-Wörterbuch*. Dritter Band. Hg. v.d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften u.a. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer, 1998, Sp. 972), was durch die an diese Zeile anschließenden Verse deutlich wird: „... / Großes in dem Lebensring / Wird nur zur Entwicklung kommen, / Wenn es uns vorüber ging.“
- 49 GRUMACH, E. [wie Anm. 36], 332.
- 50 WA IV, 41: 152; vgl. auch WA III, 10: 243.
- 51 WA IV, 41: 155.
- 52 GAEDERTZ [wie Anm. 32], S. 56.
- 53 *Verzeichnis derjenigen Kunstwerke, welche von der Königlichen Akademie der Künste in den Sälen des Akademie-Gebäudes auf der Neustadt den 24. September und folgende Tage öffentlich ausgestellt sind*. Berlin: Louis Quien, 1826, S. 42.
- 54 DEINHARDSTEIN, Johann Ludwig: *Skizzen einer Reise ... in Briefen an einem Freund*. Wien: Carl Gerold, 1831, S. 93.
- 55 BULLING, Karl: *Goethe als Erneuerer und Benutzer der jenaischen Bibliotheken*. (Claves Jenenses, Heft 2) Jena: Frommannsche Buchhandlung Jena, 1932.
- 56 BECK [wie Anm. 15], Bd. 2, S. 78.
- 57 BRUHNS [wie Anm. 15], Bd. 2, S. 76.
- 58 BECK [wie Anm. 15], Bd. 2, S. 340.

- 59 BRUHNS [wie Anm. 15], Bd. 2, S. 233; er sprach dort übrigens auch über „zwei Versuche, den Gipfel des Chimborazo zu erreichen“, vgl. die in Anm. 17 genannte Druckfassung dieses Vortrages.
- 60 Zu Schrader vgl. HOLZWIG, Peter: „Schrader, Julius“ in: *Lexikon der Düsseldorfer Malerschule: 1819-1918*, hg. v. Kunstmuseum Düsseldorf im Ehrenhof und von der Galerie Paffrath, Düsseldorf. München: Bruckmann, 1998, Bd. 3, S. 232-234; zu den drei von ihm ausgeführten Humboldt-Portraits vgl. dagegen v.a. NELKEN, Halina: *Alexander von Humboldt: his portraits and their artists; a documentary iconography*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 1980, S. 163-169; und SCHLEUCHER [wie Anm. 15], S. 681-686; zu dem hier behandelten dritten Portrait s.a. WEITZENHOFFER, Frances (1986), *The Havemeyers: Impressionism Comes to America*. New York: Harry N. Abrams, 1986, S. 55; COONEY FRELINGHUYSEN, Alice [et al.] (Hgg.): *Splendid Legacy: The Havemeyer Collection*. New York: The Metropolitan Museum of Art, 1993, S. 208, 377.
- 61 Vgl. Anm. 44.
- 62 Heute in einen Lesesaal des historischen Gebäudes der Staatsbibliothek-Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Am 28. Januar 1859 schrieb Schrader an das Unterrichtsministerium betreffend seine Weigerung, die Kopie dieses Bildes durch einen anderen Maler zu gestatten (Staatsbibliothek zu Berlin-Preußischer Kulturbesitz, Slg. Darmst. 2n 1847 (4): Schrader, Julius). Allerdings fertigte 1930, also nach Schraders Tod, Louis Focke eine Kopie für das damalige Ibero-Amerikanische Institut (heute Ibero-Amerikanisches Institut-Preußischer Kulturbesitz) in Berlin an.
- 63 Vgl. NELKEN [wie Anm. 60], S. 163; WEITZENHOFFER [wie Anm. 60]; COONEY FRELINGHUYSEN [wie Anm. 60], S. 208, 377. Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach besitzt eine Schrader zugeschriebene Kopie.
- 64 Zu Humboldts Lebzeiten entstanden mindestens vier weitere derartige Portraits: von Rafael Jimeno [auch: Jimeno] y Planes (1759 [NELKEN [wie Anm. 60] fälschlich: 1761]-1825) im Jahr 1803; von Eduard Ender (1822-1883) um 1850; von Friedrich Georg Weitsch (1758-1828) im Jahr 1810 und von Karl von Steuben (1788-1856) im Jahr 1812, vgl. NELKEN [wie Anm. 60], S. 54, 70, 72, 82. Das Portrait von Steuben, das Ende des 2. Weltkriegs zerstört wurde, war Schrader fast mit Sicherheit bekannt, denn es befand sich im Besitz von Humboldt selbst. Es zeigt Humboldt als jungen Mann in einer Andenlandschaft auf einem Fels sitzend, in der Hand Papier und Stift und zu seiner Linken hinter ihm auf halber Höhe Säulenbasaltblöcke.
- 65 Eine Toise (dt. Klafter) entspricht rund 1,949 Metern, die unsinnige Angabe 7000 Toisen (=13646 Meter) ist wohl eine absichtliche Übertreibung durch Bismarck.
- 66 BUSCH, Moritz (1899), *Tagebuchblätter*. 3 Bde. Leipzig: Fr. Wilh. Grunow, 1899, Bd. 3, S. 485; auch in: BECK, Hanno (Hg.): *Gespräche mit Alexander von Humboldt*. Berlin: Akademie-Verlag, 1959, S. 238-240.
- 67 BIERMANN, Kurt-R. u. SCHWARZ, Ingo: „Warum bezeichnete sich Alexander von Humboldt als ‚der Alte vom Berge‘?“, in: *Mitteilungen der Alexander von Humboldt Stiftung*. AvH Magazin Nr. 60 (1992), S. 71-73, S. 71.

Virtuti et merito.

El reconocimiento oficial de Alexander von Humboldt en España.

Miguel Ángel Puig-Samper y Sandra Rebok (CSIC, Madrid)

Zusammenfassung

Dieser Artikel untersucht die Anerkennung Humboldts sowie seines Werkes zu einem späten Zeitpunkt seines Lebens, bereits unter der Regentschaft von Isabel II. (1844-68), als er im Jahr 1847 in Potsdam das Gran Cruz des *Real y Distinguida Orden Española de Carlos III.* erhielt, welcher im Jahr 1771 von Carlos III. gegründet worden war und seitdem an auserwählte Bürger für besondere Dienste im Zusammenhang mit dem Königshaus vergeben wird. Desweiteren wird hier ein bislang unbekannter Brief veröffentlicht, den Humboldt an den Fürsten Sotomayor gerichtet hatte und in welchem er ihm für die Verleihung dieser Auszeichnung dankte (9.8.1848). Zudem werden in dieser Studie auch frühere Ernennungen Humboldts als Korrespondent des Real Jardín Botánico untersucht, sowie der Real Academia Médica Matritense und der Real Academia de Ciencias, deren Präsident Antonio Remón Zarco del Valle eine große Bedeutung zuzukommen scheint im Zusammenhang mit der politischen Anerkennung der Königin Isabel II. durch die zentraleuropäischen Regierungen.

Abstract

This article studies the recognition of Humboldt and his works at a late moment of his life, during the reign of Isabel II (1844-68), when in 1847 he received in Potsdam the Gran Cruz of the *Real y Distinguida Orden Española de Carlos III.*, founded by Carlos III in 1771 and given since then to selected person for special merits related to the Court. We also publish the unknown letter that Humboldt sent to the prince Sotomayor to express his gratefulness for the decoration awarded to him (9th of August 1848). In this study are also included his prior appointments as correspondent member of the Real Jardín Botánico, the Real Academia Médica Matritense as well as the Real Academia de Ciencias, whose president Antonio Remón Zarco del Valle seems to have a significant importance related to the political recognition of the reign of Isabel II by the central European governments.

Resumen

En este artículo estudiamos el reconocimiento de Humboldt y su obra en un momento tardío de su vida, ya en el reinado de Isabel II (1844-68), cuando recibió en 1847 en Potsdam la Gran Cruz de la *Real y Distinguida Orden Española de Carlos III.*, que fue fundada por Carlos III en el año 1771 y se da desde entonces a ciudadanos selectos por méritos especiales relacionados con la corte. Publicamos también la carta desconocida que envió Humboldt al duque de Sotomayor dando las gracias por la entrega de la condecoración (9-8-1848). Incluimos también en este estudio los nombramientos previos como miembro correspondiente del Real Jardín Botánico, de la Real Academia Médica Matritense y de la Real Academia de Ciencias, donde era presidente Antonio Remón Zarco del Valle, personaje que parece tener mucha importancia en el reconocimiento político de la reina Isabel II por las potencias centroeuropeas.

* * *

Über den Autor (Miguel Ángel Puig-Samper Mulero)

Erlangte seinen Dokortitel in Biologie an der *Universidad Complutense* in Madrid und ist wissenschaftlicher Forscher des *Consejo Superior de Investigaciones Científicas (CSIC)* in der Abteilung Wissenschaftsgeschichte des *Instituto de Historia* des CSIC. Mitglied des Vorstandes der *Sociedad Latinoamericana de Historia de la Ciencia y la Tecnología*, gehört weiteren wissenschaftlichen Gesellschaften an wie beispielsweise der *Asociación de Latinoamericanistas Europeos*, der *Society for the History of Natural History* in London, der *Sociedad Española de Historia de las Ciencias y las Técnicas*, etc. Ebenso ist er in dem Redaktionskomitees der wissenschaftshistorischen Zeitschrift *Asclepio* tätig und gehört dem Beratungsgremium der *Revista de Indias* sowie der elektronischen Zeitschrift *HiN* an.

Unter seinen Publikationen bezüglich der Forschungsexpeditionen können folgende hervorgehoben werden: *Las expediciones científicas en el siglo XVIII* (Madrid, 1991), *La obra científica de P. Löffling en Venezuela* (Caracas, 1993), *Nouveau Monde et Renouveau de l'Histoire Naturelle* (Paris, 1994), *La Ilustración en América Colonial* (Madrid, 1995), *El viaje del astrónomo y naturalista Louis Feuillée a las Islas Canarias (1724)* (La Laguna, 1997), *Ensayo político sobre la Isla de Cuba de Alejandro de Humboldt* (Madrid, 1998), *Las Flores del Paraíso. La exploración botánica de Cuba en los siglos XVIII y XIX* (Barcelona, 1999) sowie *Historia del Jardín Botánico de La Habana* (Madrid, 2000). Bis vor kurzem leitete er das Projekt *Las relaciones científicas hispano/alemanas en la época ilustrada. Alejandro de Humboldt y las reformas de la minería y la mineralogía en España e Iberoamérica*.

Sobre el autor (Miguel Ángel Puig-Samper Mulero)

Doctor en Ciencias Biológicas por la *Universidad Complutense de Madrid*. Investigador Científico del CSIC, con destino en el *Departamento de Historia de la Ciencia* del *Instituto de Historia* del CSIC. Es miembro de la Junta directiva de la *Sociedad Latinoamericana de Historia de la Ciencia y la Tecnología*, y pertenece a numerosas sociedades científicas –como la *Asociación de Latinoamericanistas Europeos*, la *Society for the History of Natural History* de Londres, la *Sociedad Española de Historia de las Ciencias y las Técnicas*, etc.–. Asimismo es miembro del Comité de redacción de la revista de historia de la ciencia *Asclepio* y pertenece al Consejo asesor de *Revista de Indias* y de la revista electrónica alemana *HiN*.

Entre sus publicaciones, relacionadas con el mundo de las expediciones, podemos destacar *Las expediciones científicas en el siglo XVIII* (Madrid, 1991), *La obra científica de P. Löffling en Venezuela* (Caracas, 1993), *Nouveau Monde et Renouveau de l'Histoire Naturelle* (Paris, 1994), *La Ilustración en América Colonial* (Madrid, 1995), *El viaje del astrónomo y naturalista Louis Feuillée a las Islas Canarias (1724)* (La Laguna, 1997), *Ensayo político sobre la Isla de Cuba de Alejandro de Humboldt* (Madrid, 1998), *Las Flores del Paraíso. La exploración botánica de Cuba en los siglos XVIII y XIX* (Barcelona, 1999) e *Historia del Jardín Botánico de La Habana* (Madrid, 2000). Recientemente ha dirigido el proyecto *Las relaciones científicas hispano/alemanas en la época ilustrada. Alejandro de Humboldt y las reformas de la minería y la mineralogía en España e Iberoamérica*.

* * *

Über die Autorin (Sandra Rebok)

Sandra Rebok studierte Soziologie und Ethnologie in Heidelberg, Madrid und Paris, war im Museo de América in Madrid tätig und hat vor kurzem ihre Doktorarbeit über „Alexander von Humboldt und Spanien im 19. Jahrhundert: Analyse eines reziproken Wahrnehmungsprozesses“ beendet. Seit einigen Jahren ist sie Mitarbeiterin von Dr. Miguel Ángel Puig-Samper im *Instituto de Historia del Consejo Superior de Investigaciones Científicas* in Madrid in einem Forschungsprojekt über Humboldts Aufenthalt in Spanien bzw. dessen Bezug zu diesem Land. Bisheriges Ergebnis dieser Forschung ist die Publikation mehrerer Artikel zu diesem Thema sowie die Übersetzung und Veröffentlichung verschiedener in Spanien bislang unbekannter Dokumente, desweiteren die Erarbeitung neuer Perspektiven in der Erforschung seines Aufenthaltes auf Kuba. Vor kurzem hat sie mit Dr. Miguel Ángel Puig-Samper die Einleitung der spanischen Ausgabe des Humboldt-Werkes *Ansichten der Natur* verfasst. In Bearbeitung ist eine Zusammenstellung des spanischen Briefwechsels Humboldts, ein Buch über seinen Aufenthalt in Spanien, die Herausgabe einer DVD mit den humboldtschen Werken, die spanische Edition seiner mexikanischen Tagebücher sowie weitere Aktivitäten und Projekte im Zusammenhang mit diesen Themen.

Sandra Rebok estudió sociología y antropología en Heidelberg, Madrid y París. Colaboró en el Museo de América en Madrid y acaba de terminar su tesis doctoral sobre „Alexander von Humboldt y España en el siglo XIX: Análisis de un proceso de percepción recíproco“. Es colaboradora de Dr. Miguel Ángel Puig-Samper en el Instituto de Historia del Consejo Superior de Investigaciones Científicas de Madrid en un proyecto de investigación sobre la estancia de Humboldt en España y sus vínculos con este país. Hasta ahora el resultado de esta investigación ha sido la publicación de varios artículos relacionado con este tema así como la traducción y la edición de distintos documentos desconocidos en España, a parte de la elaboración de nuevas perspectivas en la investigación de su estancia en Cuba. Recientemente ha preparado con Dr. Miguel Ángel Puig-Samper la introducción del libro *Cuadros de la Naturaleza* en español. En preparación está una compilación de la correspondencia española de Humboldt, un libro sobre su estancia en España, la edición de un DVD con las obras de Humboldt, la edición española de sus diarios mexicanos así como otras actividades y proyectos relacionados con estos temas.

* * *

Virtuti et merito.

El reconocimiento oficial de Alexander von Humboldt en España.

Miguel Ángel Puig-Samper y Sandra Rebok (CSIC, Madrid)

1. Humboldt, Correspondiente del Real Jardín Botánico

Como ya señalamos en otro lugar (Puig-Samper 1999, 329-355), uno de los personajes claves en la estancia madrileña de Alejandro de Humboldt fue José Clavijo y Fajardo, vicedirector del Real Gabinete de Historia Natural (Barreiro 1992), amigo del barón de Forell y protegido del ministro Urquijo. Fue a través de él como Humboldt pudo establecer sus primeras conexiones científicas en Madrid, comenzando por los propios alemanes que Clavijo protegía en el Real Gabinete, Cristiano Herrgen y los hermanos Thalacker. Con Clavijo y Herrgen visitó frecuentemente el Real Gabinete, donde se encontraban importantes colecciones mineralógicas y zoológicas americanas, y con el segundo conoció los pormenores de la Escuela de Mineralogía (Rumeu de Armas 1979; Parra/Pelayo 1996). Humboldt facilitó además a Herrgen el contacto con Carl Erenbert von Moll para que diera a conocer a Europa la nueva mineralogía española, algo que según Herrgen no sería muy fácil por la situación científica en España. Hablando de la necesidad de algunas obras para su trabajo de mineralogía, se quejaba de la caída del ministro Urquijo —el gran protector de las ciencias, derribado según él por los curas- y calificaba al país de “caduca mansión del sueño de la ignorancia” (von Moll 1830, 319).

Respecto a su relación con Juan Guillermo Thalacker, por entonces colector del Real Gabinete de Historia Natural, Alejandro de Humboldt fue su instructor en Madrid y publicó conjuntamente con él un gráfico que representaba las alturas desde el nivel del mar en Valencia hasta Madrid -tomadas por Humboldt- y de aquí a Navacerrada y San Ildefonso, en los *Anales de Historia Natural* (Fernández Pérez 1993, núm. 1, 86), la nueva revista científica que iba a aglutinar al grupo que apoyó a Humboldt en Madrid y a publicar las primeras novedades del viaje americano del sabio alemán. Para hacernos una idea de la situación del Real Gabinete y de las ciencias en España en estos momentos, poco después de la partida de Humboldt a América, basta consultar las cartas de Herrgen a von Moll. En una de ellas, con fecha 9 de julio de 1801, comentaba:

“Izquierdo, después que se dio a conocer hace diez años como un cuentista y un bribón, ha sido depuesto hace 10 meses de su puesto como director del gabinete de historia natural. No ha hecho nada por España, pero ha impedido muchas cosas buenas cuando iban contra su interés personal. El y Angulo son signos de los más terribles reproches. Felizmente ninguno de los dos es capaz de avergonzarse. Clavijo vive todavía y estoy en trato con él, aunque menos ahora que en otro tiempo. Un hombre anciano y bueno, pero débil y mal dirigido. No obstante España le agradece muchas cosas buenas y útiles. Ahora es únicamente director del Gabinete Real de [ciencias naturales, cuyo aspecto hace daño al espíritu, porque contiene una masa de excelentes materiales, con los que se podría levantar un bello y gran conjunto; pero no se hace nada y la mitad queda destruida. ¿Qué le parece a Ud. este cuadro de España y sus sabios, sus antiguos conocidos, etc.? De verdad que soy testigo fehaciente” (von Moll 1830, 320-321).

En el final de esta pesimista carta sobre la situación científica de España, Herrgen insiste en la falta de una política científica en España:

“En una palabra, no puede Vd. Hacerse fácilmente una idea de este desdichado país. Las inmensas sumas, que España ha empleado desde siempre para la recepción de las ciencias, todavía no han sido aplicadas en ninguna parte y, hasta la fecha, casi no se ha dado un paso adelante. Falta una dirección inteligente y faltan conocimientos en las cabezas de los que llevan este asunto en sus manos” (von Moll 1830, 322).

Entre los botánicos que se relacionaron con Humboldt en Madrid (Álvarez López 1960; Álvarez López 1964; Melón 1957; Manjarrés 1915), parece que fue precisamente Cavanilles el más apreciado por él por sus reconocidos conocimientos (Pelayo/Garilleti, 1992). El prestigio europeo de Cavanilles era indudable, tanto por sus publicaciones botánicas como por sus relaciones científicas con personalidades de la talla de Joseph Banks, el patriarca de la botánica inglesa, Antoine L. de Jussieu o Heinrich Friedrich Link, profesor de Humboldt en Gotinga y futuro director del Jardín Botánico de Berlín, cargo en el que sustituyó a Carl Ludwig Willdenow, otro de los amigos de Cavanilles que en mayo de 1799 le enviaba saludos para su discípulo Humboldt¹. Casimiro Gómez Ortega, por entonces director del Real Jardín Botánico de Madrid, se hallaba en esos momentos en el declive de su carrera, apoyado por el subdirector honorario Andrés Pourret y su sobrino Hipólito Ruiz y enfrentado al ascenso imparable de Cavanilles. La situación aparece muy clara en la descripción que hizo Herrgen a von Moll:

“Cavanilles, uno de los más grandes botánicos, es mi mejor amigo, mi discípulo y mi maestro; viene a verme todos los días. Desde hace 14 días ha sido nombrado jefe y profesor del Jardín Botánico de aquí (que estaba espantosamente descuidado por Ortega). Hoy, temprano, ha dado su quinta lección y, en mi próxima carta, él mismo le escribirá a Vd., él le ofrece a Vd., en lo referente a Botánica, todo lo que Vd. pueda desear. Es uno de los hombres más excelentes que he conocido. No cuente Vd. Nada con Ruiz y Pavón” (von Moll 1830, 320).

Gómez Ortega aparece en los recuerdos de Humboldt, amable con él por haberle mostrado, tanto a él como a Bonpland, los herbarios del Real Jardín Botánico, así como los de las expediciones de Ruiz y Pavón -botánicos a los que también conoció en Madrid-, los de Sessé y Mociño de Nueva España, y los de Luis Née de la expedición Malaspina. Ortega era respetado en la corte madrileña y pertenecía a numerosas instituciones científicas europeas, entre ellas a la Royal Society, donde había ingresado con el apoyo de R. Forster, el padre del gran amigo de Humboldt, Georg Forster (Puerto Sarmiento 1992). Además fue realmente Casimiro Gómez Ortega el artífice del primer reconocimiento oficial a Alejandro de Humboldt en España, ya que el 8 de junio de 1799 era nombrado miembro correspondiente del Real Jardín Botánico de Madrid, según consta en el libro de Acuerdos de dicha institución, quizá por su compromiso en la recogida de objetos naturales para el Real Gabinete de Historia Natural y los Jardines Reales, tal como figura en el pasaporte que le expidió el ministro Mariano Luis de Urquijo para su viaje americano.

2. El nombramiento como Académico de Medicina

El segundo reconocimiento oficial por parte española hacia la obra de Alejandro de Humboldt correspondió a la Academia Médica Matritense, en plena ocupación napoleónica de la Península Ibérica. Esta Academia había sido creada en 1734 a partir de una tertulia literaria fundada por el boticario de la Casa Real, José Hortega, quien la promovió con un espíritu moderno similar al de la Regia Sociedad de Sevilla, que ya había aglutinado a los médicos y científicos más renovadores en aquella época. El rey Felipe V aprobó sus estatutos para establecer en España una institución similar a otras europeas, aunque en este caso no se trataba de una Academia General de Ciencias y más bien estaba inclinada a la medicina y las ciencias consideradas auxiliares, como la física, la química y la historia natural. Sin embargo, constatamos que ante la falta de otra Academia, la Médica Matritense hizo las veces de una Academia de Ciencias y así nos encontramos, por ejemplo, con su activa intervención en la fundación del Real Jardín Botánico en 1755 y con la participación en su seno de los principales botánicos españoles, como Casimiro Gómez Ortega, Antonio José Cavanilles, José Celestino Mutis, Hipólito Ruiz, José Pavón, Martín Sessé, Francisco Antonio Zea o José Mariano Mociño.

Este último, científico mexicano muy conocido por su activa participación en la Real Expedición Botánica a Nueva España (1787-1803), dirigida por Martín de Sessé, había ingresado en la Real Academia Médica Matritense el 2 de mayo de 1805, más que por sus méritos como botánico como consecuencia de su intervención médica como especialista en la fiebre amarilla. Tras la invasión francesa de España

en 1808, Mociño ocupó el cargo de Secretario de la Academia por el abandono de José Martínez de San Martín, que había huido para unirse con la guerrilla antinapoleónica. Poco después era arrestado el vicepresidente de la misma institución, Ignacio Ruiz de Luzuriaga, y Mociño le sustituía en el puesto – que combinaba con el de director del Real Gabinete de Historia Natural-, hasta que en 1813 tuvo que exiliarse por afrancesado (Maldonado Polo/Zamudio 1999).

Fue precisamente Mociño quien propuso el jueves 24 de enero de 1811 el nombramiento de Humboldt como miembro correspondiente de la Academia Médica de Madrid, tal como aparece en las Actas de dicha Academia, firmadas por su secretario Ramón López, en las que aparece que Mociño «(...) propuso el mismo para correspondiente al Sr. Baron de Humboldt, y le decretó la admisión en su clase, y despacharle su diploma”.² La confirmación del nombramiento aparece en una carta que envió Mociño a Humboldt el 16 de marzo del mismo año, en la que tras notificarle el fallecimiento de Sessé y el envío de una obra médica escrita por un español, para que viera que en Madrid había alguna filosofía, “pero que por miedo a la Inquisición no sacaba la cabeza”, comentaba el estado de los objetos de historia natural recogidos en la expedición a Nueva España, los cuales –según Mociño- se perderían y no verían la luz pública, al menos en esos días, dado lo calamitosos que eran esos tiempos.

Más tarde le decía:

„Ninguno recibe Usted antes lo hace admitiendo el título de socio de la Real Academia Médica de Madrid, cuyo diploma entregará a Usted Mr. Robert, porque he querido hacer mi vice-presidencia recomendable a este cuerpo con la adquisición de un individuo como Usted a quien deseo mucha salud, y larga vida, para que continúe sus utilísimas tareas.”³

3. Alejandro de Humboldt en la Academia de Ciencias

La Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales se creó en Madrid el 25 de febrero de 1847, como sucesora de la Academia de Ciencias Naturales de Madrid, que se había creado en 1834. Fue su primer presidente el general Antonio Remón Zarco del Valle y entre sus miembros iniciales podemos destacar a figuras tan representativas de las ciencias naturales de esta época como Mateo Seoane, Mariano de la Paz Graells, Joaquín Ezquerro del Bayo, Mariano Lorente, Pascual Asensio o Vicente Cutanda.

Antonio Remón Zarco del Valle y Huet (La Habana, 1785 - Madrid, 1866) parece ser el personaje clave de la propuesta de nombramiento de Alejandro de Humboldt como académico corresponsal extranjero de la Academia de Ciencias madrileña. El perfil biográfico de Zarco del Valle es bastante singular. Su padre fue teniente coronel de Ingenieros y secretario de la Capitanía general de Cuba, en tanto que su madre era hija del teniente general de Ingenieros Luis Huet. Tomó parte en la campaña de Portugal y en la guerra de la Independencia, ascendiendo en 1812 a brigadier. Fue ministro de la Guerra en 1820, en el gobierno provisional al restablecerse el régimen constitucional. Mariscal de Campo en 1821, capitán general de Aragón en 1822 y diputado por La Habana en 1823. Ese mismo año fue destituido y despojado de todos sus honores. Tras la muerte de Fernando VII, desempeñó la cartera de Guerra en el gabinete de Cea Bermúdez. Intervino en la primera guerra carlista durante tres años y en 1836 ascendió a teniente general. Embajador en Austria, Prusia y Rusia, consiguió el reconocimiento de las dos primeras potencias de la reina Isabel II. Prusia le condecoró con la orden del Águila roja de 1ª clase en 1849. Fue Caballero Gran Cruz de la Orden de Isabel la Católica, además de Gran Cruz de Carlos III (1834), distinguido con el Toisón de Oro y la Legión de Honor francesa, entre otras. Fue además presidente de la Real Academia de Bellas Artes de San Fernando y miembro de la Real Academia de la Historia, además de pertenecer a otras Academias como las de San Petersburgo, Estocolmo o París (Torroja 1975 , 8-9; Gil Novales 1991, 557).

En el momento de creación de la Real Academia de Ciencias fueron pocos los científicos extranjeros nombrados como miembros corresponsales. Entre ellos, Humboldt figuraba el primero, se encontraban personalidades como Faraday, el barón de Buch, Gauss, Brown, Enke, Agassiz, Jacobi, Liebig, Arago,

etc.. (Lorente 1848, 21). Al recibir dicho reconocimiento por parte de la Real Academia de Ciencias de Madrid en 1847, Humboldt expresó que “hubiera tenido el mayor sentimiento en bajar a la tumba sin ver mi nombre unido al de los hombres científicos que forman la Real Academia de Ciencias de la Nación Española, para mi tan querida”. Además, le dirigió la siguiente carta al Presidente de la corporación, Antonio Remón Zarco del Valle (Lorente 1860, 30):

“ Sr. Presidente.

Habiendo gozado, en unión de mi amigo y colaborador Sr. Bonpland, durante una larga serie de años la más noble y generosa protección de parte de vuestro Gobierno, y habiéndome entregado en las hermosas regiones tropicales del nuevo Mundo, en plena libertad, a todos los trabajos de geografía astronómica y magnetismo, de meteorología y de Historia natural que podían interesar a los progresos de las ciencias, cada recuerdo de benevolencia y de indulgente afección que me da la España me causa una viva emoción. La fuerza de este sentimiento se ha aumentado con el honroso testimonio de estimación que recibo de una Sociedad en que se halla lo más ilustre que encierra la Península, sosteniendo la antigua gloria del nombre castellano, y su benéfico influjo para ensanchar la esfera de los conocimientos que ennoblecen a la humanidad. Ruego a V.E. pues, Sr. Presidente, que tenga V.E. la bondad de presentar a esa Real Academia la expresión de mis respetuosos sentimientos, trasmitiéndola el homenaje de un afecto y de un reconocimiento que hace medio siglo no dejo de proclamar en mis obras. De V.E. su atento, etc., seguro servidor y compañero.

= El Barón de Humboldt.”

4. La Gran Cruz de la Real y Distinguida Orden Española de Carlos III

Además de estos reconocimientos académicos y científicos, Alejandro de Humboldt se encontró con el político en los últimos años de su vida. Se ha hablado mucho de la poca atención prestada en España hacia su figura y su obra, tanto desde la Corona y los diferentes gobiernos como por la propia sociedad española, pero el descubrimiento de los papeles relativos a esta concesión de la reina Isabel II al científico prusiano de la Gran Cruz de la Real y Distinguida Orden Española de Carlos III rompe, sin duda, esta imagen o al menos la modifica. Puede ser que se le concediese por su mérito científico y por su intervención en el restablecimiento de las relaciones hispano-prusianas. Se ha comentado que la iniciativa de la condecoración fue debida al diplomático y escritor Enrique Gil y Carrasco, a quien Humboldt conoció en Berlín y del que fue amigo hasta la muerte de Gil en 1846. Incluso Gil y Carrasco llegó a entregar –a través de Humboldt- el libro *El Señor de Bembibre* al rey Friedrich Wilhelm IV, por lo que el escritor español recibió alguna condecoración. En agradecimiento, Gil puso en marcha la posible concesión al científico prusiano. No parece cierto que como escribe Gullón (1951, 216) fuera el propio Carrasco quien –a finales de enero del 46, un mes antes de su muerte- pudo entregar a Humboldt el título de la condecoración.

El 3 de diciembre de 1845 fue emitido el decreto real de concesión, firmado además por Francisco Martínez de la Rosa, y pocos días después –el día 20- fue concedido el título, para lo que la reina Isabel II redactó un escrito a Humboldt en el que le comunicaba su decisión con las siguientes palabras:

“Por cuanto queriendo dar una prueba de mi Real aprecio á Vos Baron Alejandro Humboldt, Consejero de Estado de S.M. el Rey de Prusia, tuve á bien nombraros Caballero Gran Cruz de la Real y Distinguida Orden Española de Carlos Tercero en Decreto de 3 del actual, relevandoos como extranjero de las Pruebas Depositos y demás requisitos que prescriben en sus Estatutos y resoluciones posteriores.”⁴

Se conserva también la carta, que reproduce este texto de la reina, de Juan Antoine y Zayas –antiguo embajador en Bruselas y ministro de Estado en 1840-, quien desde la Secretaría de las Órdenes de Carlos III e Isabel la Católica, comunicaba la decisión directamente al barón Alejandro de Humboldt, el 13 de enero de 1846.⁵ Lamentablemente no se mencionan los motivos que le habían llevado a esta decisión en este escrito y que hubieran sido de gran interés para nuestra investigación, pero cabe

sospechar que a través del cambio político hubo una rehabilitación de Humboldt, posiblemente también como reacción a la prohibición de un segundo viaje por España en 1830 por parte del gobierno absolutista de Fernando VII (Bleiberg 1959).

Otra particularidad que se puede encontrar en el escrito de Isabel II es que la prueba de nobleza para ser miembro de la orden no tuvo efecto en su caso. Finalmente, el 13 de enero de 1846 fue remitido el título de concesión, de donde puede venir la confusión de Gullón sobre la entrega por Gil y Carrasco. Puede parecer raro que Humboldt dé las gracias por la concesión de la condecoración (9-8-1848) mucho más tarde, en un carta desconocida que es muy interesante para la historiografía humboldtiana⁶:

“ Monsieur le Duc,
Votre Excellence a daigné me faire adresser, pendant l'absence de mon respectable ami M. Le Lieutenant General Dn. Antonio Remon Zarco del Valle, Ministre de Sa Majesté la Reine a notre Cour, les Insignes et la Patente de Grand Croix de l'Ordre de Carlos Tercero qui m'avait ete gracieusement conferé dès les mois de Decembre 1845. En recevant cette marque de la faveur Royale par l'entremise de Mr. Le Chevalier de Bourman, actuellement Chargé d'Affaires d'Espagne, je me suis empressé de lui exprimer combien l'ancien et ineffaçable souvenir de la haute Protection du Gouvernement Espagnol pendant mon long et hereux séjour dans les regions tropicales m'a rendu chere une grace que je ne pourrais meriter que par une haute admiration pour le caracter national, pour les trésors de la litterature, pour le bienfait des grandes decouvertes que le monde civilisé doit a la valeur et au genie des Castellans. Heureuse d'avoir vu retablés, sous le Ministere de Votre Excellence, les rapports de sympathie mutuelle et d'intime confiance entre l'Espagne et ma Patrie (rapports que mes voeux ont appelé depuis tant d'années !) j'ose supplier Monsieur le Duc de Sotomayor, Premier Secretaire d'Etat au Ministere des Relations etrangeres, le vouloir bien déposer au pied du Trône de Sa Majesté, l'auguste Reine, la faible hommage de une vénération, de une respectueuse reconnaissance, de mes voeux les plus ardens pour un regne de Gloire et de Paix.

A Sanssouci
ce 9 Aout
1848,

Je suis avec le plus profond respect,
Monsieur le Duc,
De Votre Excellence

Des très-humble et très-obéisant Serviteur,
Le Baron de Humboldt
membre de l'Academia Real de Ciencias “

Una explicación a esta tardanza de tres años la encontramos en la propia carta, donde se ilustran los enredos políticos de aquel tiempo, como la situación provocada por las guerras carlistas, por la que algunos estados no reconocían la legalidad sucesoria de Isabel II y por tanto no mantenían relaciones diplomáticas con su gobierno. También Prusia consideró a Carlos M^a Isidro de Borbón (1788-1855), hermano de Fernando VII, como sucesor de la corona española. Precisamente fue el general Antonio Remón Zarco del Valle el encargado por el gobierno español de viajar como embajador extraordinario a Berlín, Viena y San Petersburgo para obtener el reconocimiento oficial de estos gobiernos de la reina Isabel II (Urquijo 1990).

La consecuencia de la falta de reconocimiento de Prusia por parte del gobierno español fue el envío de la condecoración a París —en vez de Berlín— para aprovechar una estancia de Humboldt en la capital francesa para hacer la entrega personalmente, pero fuera del territorio prusiano. Cuando se produjo finalmente el reconocimiento real por parte de Prusia, la condecoración pudo ser entregada por el representante español, Fidencio Bourman, el 6 de agosto de 1848 en la corte de Potsdam.⁷ Humboldt se mostró en la carta de agradecimiento, encantando por el hecho de que las relaciones entre España y Prusia se restablecieran. Es además interesante que Humboldt en este momento aprovechara la oportunidad de expresar su reconocimiento hacia el gobierno español por la concesión del antiguo

permiso de su viaje americano y alabar el carácter nacional y la literatura española. El duque de Sotomayor (1790-1850) aludido en la carta de Humboldt era Carlos Martínez de Irujo, también marqués de Casa-Irujo, título heredado de su padre que había sido embajador de España en Washington. Formó un gabinete que sustituyó a Istúriz en enero de 1847 pero que sólo duró hasta marzo, por disensiones con el general Serrano, favorito de la reina Isabel II. En el tercer gabinete Narváez (octubre de 1847-1849), el duque volvió a ser ministro ocupando la cartera de Estado. Más tarde fue embajador en París, cargo del que fue destituido por Bravo Murillo.

Sobre el significado de la concesión de la Gran Cruz de Carlos III, hay que decir que es una de las condecoraciones más altas⁸ de la Real y Distinguida Orden Española de Carlos III, que fue fundada por Carlos III en el año 1771 y se da desde entonces a ciudadanos selectos por méritos especiales relacionados con la corte (*Constituciones* 1865, 17):

„Siendo uno de los fines principales de esta institución el tener nuevos medios de condecorar á nuestros vasallos distinguidos, así en España como en las Indias, y de premiar sus servicios, será nuestro especial cuidado atenderlos según el mérito que contraigan sirviendo á nuestra Real Persona y Estado en cualquiera carrera que sigan.”

A pesar de que estaba prevista en primer lugar para españoles y americanos, desde el principio esta condecoración también podía ser entregada a gente de otras naciones (*Constituciones* 1865, 29). En los estatutos de esta orden se encuentran además claras indicaciones referentes a las pruebas necesarias para obtener la medalla (Cadenas y Vicente 1979-1988) que consistían en «hacer constar la vida arreglada y buenas costumbre del interesado, su legitimidad, cristiandad y limpieza de sangre y oficios; y desde sus padres y bisabuelos paternos y maternos (...)» (*Constituciones* 1865, 26-27). Además la entrega de esta orden estaba pensada como agradecimiento de Carlos III para aquellas personas «que hubiesen acreditado celo y amor á su servicio, distinguiendo así el mérito y la virtud de los nobles» (*Constituciones* 1865, 8). *Virtuti et merito* fue el lema de la Orden de Carlos III; por lo tanto, al conceder a Humboldt esta condecoración se le atribuyeron dichas características, que compartió con otras personas que aparecen en las listas de los *Caballeros Grandes-Cruces* de esta orden⁹, en aquella época. En estas se encuentran los miembros de la nobleza española¹⁰ así como representantes del clero¹¹; además de otros ciudadanos que fueron condecorados por distintos motivos, que no necesariamente tenían que ser vinculados a su posición profesional¹², además de algunos extranjeros que en los tiempos de Humboldt fueron la excepción¹³, por lo tanto su condecoración puede considerarse como un signo del cambio sucedido bajo Isabel II y constituye un homenaje especial por parte del gobierno español.

Como indicamos anteriormente, el hecho del reconocimiento académico, científico y político de la obra y la figura de Alexander von Humboldt en España matiza de manera concluyente las afirmaciones rotundas en torno a la falta de aprecio por parte de la sociedad española del científico prusiano. Es cierto que podemos observar altibajos según el momento histórico y no en vano Humboldt se encontró arropado en sus pretensiones viajeras por el ministro de Carlos IV, Mariano Luis de Urquijo, en un momento propicio; que más tarde recibió los honores de la Academia Médica Matritense en la época josefina con las tropas napoleónicas en la Península o que le fue negado el permiso de viaje en 1830 por la cerrazón de los absolutistas, fieles a los deseos de Fernando VII, pero también fue admitido en la Real Academia de Ciencias y reconocido por la corona en la época de Isabel II.

5. Bibliografía

Álvarez López, Enrique (1960): Alejandro de Humboldt y los naturalistas españoles. En: *Conferencias leídas en la Academia en los días 19 y 22 de octubre de 1959, con motivo del Centenario del fallecimiento de Alejandro de Humboldt*. Madrid: Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales, 1960, pp. 129-166.

Álvarez López, Enrique (1964): El viaje a América de Alexander von Humboldt y Aimé Bonpland y las relaciones científicas de ambos expedicionarios con los naturalistas españoles de su tiempo. En: *Anales del Instituto Botánico A.J. Cavanilles*, XXII, 1964, pp. 11-60.

Barreiro, Agustín J. (1992): *El Museo Nacional de Ciencias Naturales (1771-1935)*. Aranjuez: Doce Calles, 1992.

Bleiberg, Germán (1959): Sobre un viaje frustrado de Humboldt a España. En: *Estudios Geográficos*, Madrid 76, 1959, pp. 373-389.

Cadenas y Vicent (1979-1988): Vicente de *Extracto de los expedientes de la Orden de Carlos III, 1771-1847: editada bajo el mecenazgo de la Asociación de Hidalgos a Fuero de España, con motivo del XXV aniversario de su fundación y con cargo al donativo que para tal fin efectuó don Carlos Galimberti*, 13 tomos. Madrid: Hidalguía, 1979-1988.

Constituciones de la real y distinguida Orden española de Carlos Tercero, instituida por el mismo Augusto Rey a 19 de Setiembre de 1771 en celebridad del felicísimo nacimiento del infante. Madrid: Imprenta Nacional, 1865.

Faak, Margot (2002): *Alexander von Humboldts amerikanische Reisejournale. Eine Übersicht*. Berliner Manuskripte zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, cuaderno 25. Berlin: Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle, 2002.

Fernández Pérez, Joaquín (Ed.) (1993): *Anales de historia natural 1799-1804*. 3 tomos. Aranjuez: Comisión Interministerial de Ciencia y Tecnología, 1993.

Gil Novales, Alberto (1991): *Diccionario biográfico del Trienio Liberal*. Madrid: Ediciones El Museo Universal, 1991.

Gullón, Ricardo (1951): *Cisne sin lago. Vida y obra de Enrique Gil y Carrasco*. Madrid: Insula, 1951.

Lohmann Villena, Guillermo (1993): *Los americanos en las órdenes nobiliarios*. Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1993, tomo II, pp. 263-445.

Lorente, Mariano (1848): *Resumen de las actas de la Real Academia de Ciencias de Madrid en el año académico de 1847 a 1848, leído en la sesión del día 6 de octubre*. Madrid: Imprenta y librería de Don Eusebio Aguado, 1848.

Lorente, Mariano (1860): *Resumen de las Actas de la Real Academia de Ciencias de Madrid en el año académico de 1858 a 1859*, Madrid, Imp. y Lib. de don Eusebio Aguado, 1860.

Maldonado Polo, José Luis & Graciela Zamudio (1999): El naturalista novohispano José Mariano Mocho en Europa. En: Diana Soto, Miguel A. Puig-Samper & Dolores González-Ripoll (Eds.), *Científicos criollos e Ilustración*. Madrid: Doce Calles, pp. 55-72.

Manjarrés, Ramón de (1915) : *Alejandro de Humboldt y los españoles*. Sevilla: Est. Tip. de la Guía Oficial, 1915.

Melón, Amando (1957): Humboldt en el conocer la España peninsular y canaria. En: *Estudios Geográficos*, núms. 67-68, mayo-agosto de 1957, pp. 239-259.

Moll, Carl Erenbert von (1830): *Des Freiherrn Carl Erenbert von Moll Mittheilungen aus seinem Briefwechsel*, parte II, H-Q, Augsburg, 1830.

Noticia histórica del origen, progresos y estado actual de la Real Academia Médica de Madrid. En: *Memorias de la Real Academia Médica de Madrid*, Tomo I, Madrid: Imprenta Real, 1797.

Parra, Dolores y Francisco Pelayo (1996): Christian Herrgen y la institucionalización de la mineralogía en Madrid. En: *Asclepio*, XLVIII-1, 1996, pp. 163-181.

Propuestas, solicitudes y decretos de la Real y muy distinguida Orden de Carlos III, 5 tomos. Madrid: Hidalguía, 1991-1996.

Puerto Sarmiento, Francisco Javier (1992): *Ciencia de Cámara. Casimiro Gómez Ortega (1741-1818), el científico cortesano*. Madrid: CSIC, 1992.

Puig-Samper, Miguel Angel: Humboldt, un prusiano en la corte del rey Carlos IV. En: *Revista de Indias*, vol. 59, núm. 216, 1999, pp. 329-355. (Humboldt, ein Preuße am Hofe Karls IV. En: Ottmar Ette & Walther L. Bernecker (Eds.), *Ansichten Amerikas. Neuere Studien zu Alexander von Humboldt*, Frankfurt am Main, Vervuert Verlag, 2001, pp. 19-49).

Rumeu de Armas, Antonio (1979): La Real Escuela de Mineralogía de Madrid (1789-1808). En: *Hispania*, 142, 1979, pp. 301-335.

Torroja, José María (1975): Los presidentes de la Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales. En: *Homenaje al Prof. D. Manuel Lora-Tamayo*. Madrid: Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales, 1975, pp. 7-31.

Urquijo, José Ramón (1990): España y Rusia. De la ruptura al reconocimiento. En: *Homenaje a D. Ignacio Valls*. Valencia, pp. 409-423.

* * *

Endnoten

- 1 Archivo del Real Jardín Botánico, Madrid, XIII, 4, 20, 4.
- 2 *Actas de la Real Academia de Medicina*, Madrid, 24.1.1811
- 3 La carta se encuentra entre los diarios no editados de Humboldt (diario VIII, 179 V), véase Faak 2002, 31.
- 4 Archivo Histórico Nacional (AHN), Estado, Leg. 7376-73.
- 5 AHN, Estado, leg. 6291, exp. 59.
- 6 *Ibidem*.
- 7 Ver también AHN, Estado, Leg. 7382, exp. 11.
- 8 Las condecoraciones concedidas por este orden se distinguen en: *Caballeros Grandes-Cruces*, *Caballeros Pensionistas* y *Caballeros supernumerarios*.
- 9 Véase: *Propuestas, solicitudes y decretos de la Real y muy distinguida Orden de Carlos III*, 1991-1996. Una lista de las condecoraciones concedidas también en: Cadenas y Vicent, 1979-1988. Otro estudio sólo se ocupa de los americanos: Guillermo Lohmann Villena, 1993, tomo II, pp. 263-445.

- 10 De manera ejemplar pueden ser citados los siguientes nombres: Aguirre y Gadea, Alfonso de (Conde Yoldi, 1843); Alcazar, Juan Gualberto del (Príncipe de la Roca, 1846); el Príncipe de Anglona, Pedro Girón (1846); Arestegui, Rafael de (Conde de Mirasol, 1847); Despuig, Ramón (Conde Montenegro, 1845); Conde Esterhazy (1849); Falcoa, Joaquín José (1847); Fernández de Córdoba, Luis (Duque de Medinaceli, 1846); Alcazar, Vicente del (Conde de Requena, 1847); Fernández de Córdoba, Joaquín (Márquez de Povar, 1846); Roca de Tojores, Juan (Conde de Pinohermoso, 1847) y Girón, Pedro (Príncipe de Anglona, 1846).
- 11 Alameda, Fray Cirilio de la (Arzobispo de Cuba, 1848); Reyes, Salvador de (Arzobispo de Granada, 1852); Donnet, Fernando Francisco (Arzobispo de Bordeaux, 1847); Dupont, Cornelio (Cardenal-Arzobispo de Bourges, 1848), así como Farancon, Manuel Joaquín de (Obispo Zamora, 1846).
- 12 Amor, Bartolomé (1843/44); Zavala, Juan (1843); Egaña, Pedro (1846); Isturiz, Francisco Javier (1846); Enna, Manuel (1849); Flojeras y Sion, Luis (1849); Gutierrez de la Concha, José (1847); Antonelli, Jacobo (1848/49); Fulgosio, Francisco (1846-47); Armero Francisco (1846) así como Ramírez Orozco, Juan (1847).
- 13 Entre las personas no provenientes de países hispanos que recibieron esta condecoración en aquel tiempo se encuentran: Weisweiller, Daniel (1843); Emperador de Austria (1849); Ward, Barón Tomás (1852); Barón Renduff (1846); Conde Knuth (1848) y Demaisiers, L. (1843).

Joseph Gomsu
Humboldts Umgang mit lokalem Wissen

Ilse Jahn
„Vater einer großen Nachkommenschaft
von Forschungsreisenden ...“ –
Ehrungen Alexander von Humboldts im Jahre 1869

Heinz Krumpel
Acerca de la importancia intercultural de Herder

Renato G. Mazzolini
Bildnisse mit Berg: Goethe und
Alexander von Humboldt

Miguel Ángel Puig-Samper und Sandra Rebok
Virtuti et merito. El reconocimiento oficial de
Alexander von Humboldt en España

ISSN (online) 1617-5239
ISSN (print) 2568-3543

